

Das Inferno des Krieges

**Die
Zerstörung
unserer Heimat
durch den
Frontenwechsel
im Jahre 1945**

**Herausgegeben März 1995
vom
Herimatverein Anholt
Kopie von Sept. 2003**

**Zeitzeugen
berichten
über die
Kriegsereignisse
in Anholt
und Umgebung**

Interviews und Zusammenstellung
Everhard Onstein
Bilddokumentation
Bernhardine Neuß
Kopieausgabe vom Druck 1995

Inhalt

Vorwort	6
Pfarrchronik St. Pankratius	7
Berichte der Zeitzeugen, wohnhaft in	
- Stadt	19
- Schloß	38
- Gendringer Straße	47
- Mühlenberg	51
- Dwarsefeld	62
- Regniet	77
- Voorst	85
- Hahnerfeld	92
- Breels	96
- Megchelen	98
Heimsuchungen Anholts in früheren Jahren	102
Presseberichte	105
Liste der Gefallenen und Vermißten (entnommen den Heimatkalendern des Landkreises Borken der Jahre 1951 und 1952)	113
Liste der Zeitzeugen	115
Anhang	
Bilder der Zerstörung	
3 Faltkarten	
- Zerstörung der Altstadt	
- Vormarsch der Alliierten	
- Areal des Niemandslandes	

Vorwort

Fünfundzwanzig Jahre ist es nunmehr her, daß in der „Schlacht um Anholt“, wie sich Pastor Janssen in seiner Chronik auszudrücken pflegte, unsere Heimatstadt in Schutt und Asche sank und wo eine entsetzte Bevölkerung ihr Heil in der Flucht suchte, ins Umland und ins benachbarte Holland.

Diese Schrift kam zustande durch Befragung von Zeitzeugen, die diese grauenvolle, apokalyptische Zeit durchlebt haben. Bei den Erzählungen konnte man stets die innere Erregung und Ergriffenheit bemerken, durchlebten sie doch diese Zeit erneut in ihrer Erinnerung. Diese Berichte können daher die Atmosphäre jener Tage nur unzulänglich vermitteln; jedoch auch die versachlichte Fassung läßt noch erahnen, wieviel Angst, Verzweiflung und seelisch-leibliche Not die Bewohner von Anholt und Umgebung über ca. 14 Tage hinweg haben ertragen müssen. — Schatten der Vergangenheit zwar, aber deutlich in ihren Konturen, eingebrannt und unauslöschlich. Sie blicken heute ohne Zorn zurück und erzählen viel und vor allem von der großen allgemeinen Hilfsbereitschaft in jenen Tagen. Sie erzählen von Menschen, häufig unbekannt Menschen, selber in Not, aber dennoch in christlicher Nächstenliebe die Not teilend. Das allgemeine, große Leid hat viele gleichsam über sich selbst hinauswachsen lassen.

Allen, die ihren Beitrag zum Verfassen dieser Schrift geleistet haben, einen herzlichen Dank für ihren Einsatz und ihre Mühen.

Aber auch — allerdings nur hier und dort — wurde stiller Vorwurf laut gegenüber denjenigen, die Vergeltung übten an den, wie es damals hieß „kollektiv Schuldigen“. Wen wundert deren Verhalten in einer solchen Zeit der großen Wirrnis und des befohlenen Verbrechens? Diese Vorfälle sind eingebrannt nicht vergessen — aber lange vergeben.

Hier gilt das kluge Wort der Philosophin Hannah Arendt, daß nicht die Völker die Schuldigen wären, sondern die Verbrecher anzuklagen seien. Und wir hatten es damals mit einer straff organisierten Bande zu tun.

Als beglückendes Ergebnis dieser Befragungen ist festzuhalten, daß die Bevölkerung Anholts, durch Verwandtschaft und Freundschaft stark verwoben mit dem Nachbarvolk, schon sehr früh nach der Katastrophe den Blick nach vorn gerichtet und unter der Bilanz der Bitterkeit den berühmten Strich gezogen hat. Allgemein überwiegt das Positive: Die durchweg freundschaftliche Hilfsbereitschaft der holländischen Nachbarn. Durch diese ist ein Gefühl von Gemeinsamkeit und menschlicher Verbundenheit entstanden, das wir alle zu hüten, zu pflegen und zu vertiefen trachten sollten.

Everhard Onstein

Pfarrchronik St. Pankratius Anholt

Nachstehende Ausführungen sind der Pfarrchronik entnommen; es sind insgesamt Einträge von Pastor Edmund Janssen.

Ergänzende Zusätze sind jeweils als Anmerkungen (Anm.) gekennzeichnet. (Mit freundlicher Genehmigung zur Veröffentlichung freigegeben durch Herrn Pfr. Gemke)

Zur Zeit des Kriegsausbruchs befand sich Pastor Janssen gerade auf Arneland zur Regelung der Organisation der Kinderverschickung, die nach 18 Jahren nunmehr zu August 1939 von der Regierung untersagt wurde. Der Internierung entzog sich der Pastor durch schnelle und „unoffizielle“ Rückreise über die „grüne Grenze“.

Okt. 39: Wegen der Gefahr von Fliegerangriffen auf beleuchtete Objekte in der Dunkelheit — Verdunkelungsvorschriften wurden erst später erlassen — fielen abendliche Veranstaltungen aus. So zum Beispiel die Rosenkranzandachten; der Rosenkranz wurde in der morgendlichen Schulmesse gebetet.

Anf. Nov. 39: Hannoveranische Militäreinheiten nehmen in Anholt Quartier. Nach deren Verlegung kamen 4 Kompanien einer Division aus Pommern. Der Schulunterricht fiel nahezu aus, da auch die Schule belegt war. Der kommandierende Major von Knobelsdorf hatte seine Kommandantur im Schloß.

10. 5. 40: Einfall in Holland. (morgens 5.35 Uhr)

Öffentliche kirchliche Veranstaltungen fanden nicht mehr statt. Die Fronleichnamsprozession z.B. wurde innerhalb der Kirche durchgeführt.

21. 6. 44: Zur Unterstützung seiner Arbeit in der Pfarrei erhält der Pastor den Obl.-Pater Richard Steinhäuser als Kooperator.

März 45: Hl. Messen finden wegen der permanent anstehenden Gefahr von Luftangriffen nur noch am frühen Morgen um 5.30, 7.00 und 7.30 Uhr statt sonntags auch um 6.00 Uhr Die Maßnahme wurde ergriffen, da in Dingen am Sonntag, dem 25. 2. 45, zwei Bomben ins Kirchenschiff fielen und dieses restlos zerstörten. — Aus gleichem Grund fanden auch Beerdigungen nur noch des morgens um 7.00 Uhr statt.

21.3.45: Beginn der SCHLACHT UM ANHOLT mit einem Luftangriff auf Schloß und Vorgelände.

Opfer sind beim Schloß, das eben erst zum HVP 61 (Hauptverbandsplatz) erklärt und entsprechend auch gekennzeichnet worden war:

— der Erbprinz Alfred zu Salm-Salm, mit Freunden
 — Heinz Langenberg aus Goch und
 — Karl Heinz Zimmermann, ferner
 — Franz Brockmann,
 — der Schloßgärtner Alois Lehmkuhl und
 — viele Soldaten 22. 3. 45: Explosion eines Geschosses in der Feilenfabrik Funke durch unvorsichtiges Hantieren. Opfer war der dort beschäftigte Hans te Baay.

22. 3. 45: Es fielen an diesem Donnerstag zahlreiche Bomben auf Schneidkuhle, Mühlenberg, Gendringer Vorstadt, Ende Eiermarkt und Niederstraße. Es gab viele Todesopfer unter der Bevölkerung. Die Bewohner Anholts wandern an diesem Abend zum allergrößten Teil aus der Stadt in die Bauerschaften.

23. 3. 45: Etwa um 22.30 Uhr in der Nacht überquert eine englische Einheit in der Nähe von Hönnepele mit Schwimmpanzern den Rhein und landet bei der Mahnenburg (Gutshof Böhmer, Esserden). An diesem Freitag beginnt gegen Abend zum ersten Mal das Artilleriefeuer auf Anholt und die Bauerschaften, besonders auf die Gegend der Hahnerfelder Straße. Das Feuer dauert bis tief in die Nacht hinein.

23. 3. 45: Früh in der Nacht beginnt mit der Rektoratschule am Markt und um 22.10 Uhr mit dem Hause Messing, Ecke Kirchstraße - Hohestraße, der dreitägige Brand des Stadtkerns bis zur völligen Vernichtung unter weiterem Einsatz von Brandmunition, Bomben und Artillerie.

In dieser Katastrophenzeit waren an diesen Tagen keine Gottesdienste.

26. 3. 45: Die Engländer erreichen Isselburg.

28. 3. 45: Am Mittwoch zeigten sich die ersten Engländer am Gendringer Busch bei Angenendt, wo kurz zuvor in der Morgenfrühe deutsche Soldaten Bernhard Angenendt zwischen Haus und Hof erschossen haben. Nachmittags befanden sich die Engländer am Zollblock Brüggenhütte.

29. 3. 45: Ablauf des Vormarsches der Engländer:

- 7.00 Uhr Gendringer Straße bei Pannebäcker
- 10.30 Uhr an der Windmühle / Stapelbroek
- 11.00 Uhr auf der Schneidkuhle: Aufstellung eines schweren Geschützes der Artillerie
- 13.00 Uhr mittags bei Kleinhesseling, Hahnerfeld
- 15.15 Uhr auf der Regniet.

19.15 starb Wilma Janssen (Nichte des Pastors) bei Gaßeling auf der Regniet durch deutsche Granaten, die aus der Richtung Dinxperlo - Suderwick abgefeuert wurden.

1. 4. 45: In der Nacht vom 31. 3. zum 1. 4., (Ostern) fielen die letzten deutschen Granaten von einer versprengten Abteilung von Holland her zwischen Hückshorst / Testroet und Hengstermann auf der Regniet, jedoch ohne Schaden anzurichten.

Zu Ostern fand um 8.00 Uhr morgens in der Kapelle auf der Regniet eine Osterandacht statt. Nach der Andacht wurde dort an der Kapellenmauer Wilma Janssen beigesetzt. Danach feierten um 9.00 Uhr Pfarrer Wissing und Pfr. Janssen je eine Ostermesse in der Kapelle, nachdem die Gewänder und die Sakralgeräte von der Anholter Kirche herausgebracht worden waren. Die Gewänder und Geräte, die für den Kapellendienst beim Küster Spaan aufbewahrt wurden, waren durch Brand vernichtet.

Auf der Regniet hatten die meisten Anholter Schutz gesucht, nicht ahnend, daß gerade dort in der vermeintlichen Abgeschiedenheit der Leiter der neuntägigen Schlacht um Anholt Major Witzig (Eichenlaubträger der Fallschirmtruppe), seinen Gefechtsstand bei der Witwe Otten im Keller errichtet hatte. Dieser Umstand bewirkte, daß das ganze Feuer der Artillerie, Granatwerfer, der Bomber und der schweren Maschinengewehre auf diese Bauerschaft gezogen wurde. Das war das Verhängnis. Dazu hatte ganz in der Nähe, in einem Unterstand der verlassenen Flakstellung in der Hahnerfelder Straße der Kommandeur des Volkssturms, Hptm. Telchmann, seinen Gefechtsstand. Das war sogar deutlich zu lesen am Kellereingang des Eckhauses Schneidkuhle/Kapellendeich: „Der Gefechtsstand befindet sich Hahnerfelder Straße“ — eine einzig dastehende Dummheit nach militärischen Begriffen. Daher erlebten Regniet und Hahnerfeld eine wahre Hölle zu Gründonnerstag 11.30 - 15.15 Uhr als sich die letzten Reste der deutschen Truppen in der Lethorst, dem Wald an der Regniet an der holländischen Grenze, ergeben mußten, weil sie mit Geschossen aller Art vollständig überschüttet wurden; über das Kahle Bruch konnten sie keinen Ausweg mehr nach Holland finden.

15.15 Uhr war damit die Schlacht um Anholt abgeschlossen. Rasend schnell und ruhelos wich die deutsche Front zurück.

Die eine englische Panzerspitze stieß nach Gescher - Coesfeld vor, die andere über Voorst - Enschede - Gronau in Richtung Münster. Die Schlacht um Anholt vom 21.3. bis 29.3.45 war die letzte regelrechte Schlacht im Westen; das Ende des sinnlosen Widerstandes. Sinnlos, weil nicht der geringste Gefechtswert auf deutscher Seite gegenüber der Masse von Stahl und Eisen auf der Gegenseite aufgebracht werden konnte. Es bestand kläglich Mangel an allem, was zur wirklichen Gegenwehr unbedingt gehört hätte. Das traurigste Opfer dieses militärischen Unsinn war St.

Pankrätius Anholt.

Am Mittwoch der Karwoche, dem 28.3.45, nachmittags 15.30 Uhr fiel durch mutwillige Sprengung deutscherseits der Südturm der Kirche und am Grün-donnerstag, dem 29.3. morgens gegen 2.00 Uhr, durch dieselbe deutsche Ruchlosigkeit das Portal und zugleich der Nordturm.

Um 3.00 Uhr früh am Gründonnerstag ging Hptm. Telchmann mit seiner kleinen Schar des Volkssturms über die Grenze nach Holland, Richtung Regniet - Voorst. Um 4.00 Uhr, eine Stunde später, suchte auch Major Witzig über Voorst das Heil im Rückzug auf holländisches Gebiet.

In zwei Erdbunkern der Stadt las R. Steinhäuser die Ostermessen. An Ostermontagzugerichteten Pfarrkirche kein Gottesdienst möglich war. Die gesamte Turmpartie und die Westfront waren total, das Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe bis zur Hälfte zerstört. Das Gewölbe der Vierung zeigte vor der Kommunionbank eine klaffende Öffnung. Alles war voller Schmutz und Schutt; sämtliche Fenster waren zerstört. Die Eingänge auf der Südseite waren von der Artillerie zerschossen. Die Marienkapelle, zugleich auch Gedächtniskapelle für unsere Gefallenen, war hoch mit Trümmern angefüllt. Das Gewölbe der Kapelle war jedoch erhalten geblieben, auch das Gnadenbild und das große Bronckhorster Sühnekreuz. Die hohen Schuttberge versperrten jedoch jeglichen Zugang.

Eine erste Besichtigung der Stätte der Zerstörung ergab, daß neben der Kornmunionbank am Vierungspfeiler zur Fürstenloge hin noch zwei sogenannte Riegelminen lagen, die nicht gezündet hatten. Es lag offensichtlich wohl in der Absicht des Majors Witzig, die ganze Kirche zu Boden zu reißen. Dies wäre ihm gelungen, wenn diese beiden Sprengsätze gezündet hätten. Sie hätten einen der tragenden Vierungspfeiler zerstört, wodurch mit Sicherheit große Teile des Chores und des Querschiffes zu Boden gestürzt wären.

Eine erste Besichtigung der Stätte der Zerstörung ergab, daß neben der Kornmunionbank am Vierungspfeiler zur Fürstenloge hin noch zwei sogenannte Riegelminen lagen, die nicht gezündet hatten. Es lag offensichtlich wohl in der Absicht des Majors Witzig, die ganze Kirche zu Boden zu reißen. Dies wäre ihm gelungen, wenn diese beiden Sprengsätze gezündet hätten. Sie hätten einen der tragenden Vierungspfeiler zerstört, wodurch mit Sicherheit große Teile des Chores und des Querschiffes zu Boden gestürzt wären.

Wegen der beiden Minen durfte vorerst die Kirche nicht betreten werden. Während dieser Zeit fanden die Gottesdienste im Keller des Krankenhauses statt, wo im Gewölbe ein Notaltar errichtet worden war. Die Krankenhauskapelle konnte wegen der Schäden und des Schmutzes noch lange nicht benutzt werden.

Am Mittwoch nach Ostern, dem 4.4.45, entschärfte ein britischer Major die beiden Minen, transportierte sie nach draußen und versenkte sie hinter dem Chor der Kirche in dem Stadtgraben.

Nach der Säuberung des Chores bis zur Kommunionbank und der Sakristei fand am Donnerstag nach Ostern, dem 5.4.45, um 6.15 Uhr wieder eine hl. Messe vor dem Hauptaltar statt. An den folgenden Sonntagen waren die Messen um 7.30, 8.00, 8.30, 9.00, 10.00 und 11.00 Uhr. An Werktagen um 7.30, 8.00 und 9.00 Uhr Sie wurden gelesen von Pfr. Janssen, Wissing, Kreuzer und P. Steinhäuser

Einen Überblick über die Zerstörungen ergibt folgendes, sehr betrübliches Bild:

43 % aller Wohnungen in der Stadt und in den Bauernschaften wurden vollständig vernichtet	= 158 Wohnungen
52 % der Wohnungen wurden mehr oder weniger beschädigt, sind jedoch reparierbar	= 188 Wohnungen
5 % der Wohnungen sind erhalten	= 20 Wohnungen
insgesamt	= 366 Wohnungen in Anholt

Von den Bauerschaften war die Regniet sehr stark betroffen. 7 Wohnungen gingen in Flammen auf; nur ganz vereinzelt blieb hier ein Haus einigermaßen verschont unbeschädigt keines; fast gänzlich unberührt nur das Haus des Waldwärters Bruns und die Häuser der Landwirte Schweers und van Hal. Die Regniet war am stärksten mit Stadtbewohnern besetzt die hier zu Hunderten ihre Zuflucht gesucht hatten in der Meinung, diese abgelegene Bauerschaft wurde wohl am ehesten von schweren Kämpfen frei bleiben.

Es grenzt unter diesen Umständen ans Wunderbare, daß nur 1 Toter zu beklagen war, nämlich die 17-jährige Wilma Janssen, die Nichte des Anholter Pastors.

(Anm.: Bei Otten verstarb noch das in der Niederstraße verletzte Kind von Jan Göring.)

Die Opfer des Krieges sind:

3. 3. Johann Ditters
21. 3. Erbprinz Alfred zu Salm-Salm
Karl Heinz Zimmermann
Heinz Langenberg
Franz Brockmann
Alois Lehmkuhl
Rosa Kühn
22. 3. Hans te Baay
Ww. Wilh. ten Hagen geb. Gertrud Büßing
Franziska Großkopf
Fr. Anton Düsing geb. Christine Roes
Fr. Johann Mäteling geb. Maria Salamink
Fr. Heinr. Alofs geb. Wilhelmine Sauer
Heinrich Alofs
Fr Heinr. Alofs geb. Anna Düsing
Wwe. Friedr. Lümen geb. Hendrina Giebing
Fr. Bernh. Lümen geb. Bernardina van Bree
Gerhard Deckers
Gerda Stry
Helene Frericks
Franz Büß
Minie Ufermann
Fr Gertrud Bendrick aus Gelsenkirchen
Johanna Christina Bent geb. Brugging
22. 3. Erna Bent
Johann Heinrich Bent
Peter August ten Brink
25. 3. Wilfried Göring, Bernhard Wissing
26. 3. Wilhelm Telaak, Heinrich Woeste
Bernhard Wissing
27. 3. Heinrich Brömmling
29. 3. Bernhard Angenendt,
Ernst Bernh. August Bruns,
Wilma Janssen
12. 4. Antonie Janßen
Albert Johann Hans
24. 4. Fr. Bernh. Angenendt geb. Johanna Claassen

7. 8. Heinz Ditters

(Anm.: Zu ergänzen ist hier noch Wilhelm Kranen, der durch die Bomben am Mühlenberg verwundet und von deutschem Militär mit nach Holland verschleppt wurde, wo er unterwegs starb. Er galt über Wochen als vermißt.)

Von den kirchlichen Gebäuden wurden vernichtet:

Wohnung und Rektoratschule Ecke Markt/Hohe Straße, Wohnung des 1. Kaplans am Steinweg (Kaplanei)

Stark beschädigt wurden:

Das Pfarrhaus und die Wohnung der 2. Kaplanei in der Kirchstraße.

Die Schuld für die Zerstörung Anholts tragen:

1. Der Kreisleiter der NSDAP des Kreises Borken und Bocholt Steinhorst, ein Fanatiker. Er hat den örtlichen Leiter der Nazi-Bewegung, den Ortsgruppen-leiter Buttenborg gezwungen, die Stadt als Festung zu erklären. Am Eingang der Stadt an der Gendringer Vorstadt, stand an der Mauer der Schloßgärtnerei, also der dem Gegner zugewandten Seite der Stadt, die Inschrift (sie mußte angebracht werden): JEDES DORF, JEDE STADT EINE FESTUNG.

2. Hptm. Telchmann, Kommandeur des Volkssturms. Er stammt aus der Braunschweiger Gegend. Er trieb seine Männer immer wieder in das schwerste Artilleriefeuer in Kampfpositionen, die bereits nicht mehr zu halten waren oder bereits als unhaltbar aufgegeben waren.

3. Hauptschuld trifft den verantwortlichen Leiter der Schlacht um Anholt, den Major Witzig. Dieser Mann war ein ausgesprochen fanatischer Mensch, dazu wohl mit einem abgründigen Haß auf die christliche Religion. Die Sprengung der Kirchtürme, von denen er meinte, sie seien Orientierungspunkte für die feindliche Artillerie (trigonometrische Punkte), war absolut unsinnig. Die Alliierten hatten die totale Luftüberlegenheit; ihre Flugzeuge beobachteten alles, was am Boden vor sich ging. Sie hatten es nie notwendig gehabt, sich an solchen Punkten zu orientieren bzw. einen der Anholter Kirchtürme zur Führung ihrer Artillerie zu benutzen. Hier ging

es Witzig wohl um die Zerstörung der Anholter Kirche um jeden Preis. Seine Truppe führte er mit brutaler Gewalt und verlangte von seinen Soldaten willenslosen, totalen Todeseinsatz. Er soll vor seiner Truppe den Ausspruch getan haben: Es werden nur die Erkennungszeichen zurückgebracht. Ein Beispiel für seine Haltung: Er ließ bei der Ww. Otten, in deren Keller er seinen Gefechtsstand hatte, lange einen toten Soldaten unbestattet liegen, der beim Füttern des Viehs im Wege lag. Die Nachbarin der Fr. Otten, Fr. Derksen, mußte ihn erst darauf hinweisen, wie unmenschlich es sei, daß der Tote dort immer noch unbeachtet liege und nicht bestattet werde.

Im weiteren Verlauf des Jahres bis Kriegsende fanden auch wieder die Gottesdienste abends in der Kirche statt, wie z.B. Maiandachten 20.00 Uhr. Es bestand keine Notwendigkeit mehr zur Verdunkelung.

7. 5. 45: Kriegsende

10. 5. 45: Eine Zone entlang der holländischen Grenze wird zum Niemandsland erklärt. Wegen der in die Niederlande hereinragenden, vorgeschobenen Lage Anholts trifft die Stadt die Räumung der Sperrzone besonders hart. Ebenso Suderwick, wo das ganze Dorf in die Sperrzone einbezogen wurde. Die Grenze in Anholt ging längs der Issel von W. Melling und Diesfeld bis dicht an Landfort; dann über die Issel nach Dwardsefeld. Diese Bauernschaft lag insgesamt in der Sperrzone, einschließlich Beckmann (neben Mommerts) - Th. Borkes - Döring (Schievekamp). Von dort verlief die Grenzlinie zur Regniet einschließlich Bruns (Waldwärter) - Brus-Borkes (Urbrüg); weiterhin zum Hahnerfeld mit den Gehöften Sielhorst, Testroet, Tenk, Elting, Fink, Booms, Kleinhesseling, Schlebusch, Tenbenschel, Ostendorp, Knaven, Icking, Stevens.

Es blieben frei: Heimann, van Hal, Driebömer (Giesing), Peters, Landers (Uffing), Koenders, Veendrik (Wöstebuur).

An die 56 landwirtschaftlichen Betriebe, ca. 4/5 der gesamten Anbaufläche von Anholt und noch etwa 16 Familien mußten die Sperrzone am Abend von Christi-Himmelfahrt, dem 9. 5. 45 verlassen haben.

Die Einwohner konnten ihr Mobiliar, Geräte, Vieh mitnehmen und mußten Unterkunft suchen in Anholt, Vehlingen, Millingen, Haldern, Heelden, Isselburg,

Wertherbruch, Dingden, Liedern, Herzebocholt und sonstwo. Das Vieh stand auf den Weiden bis zum Rhein (Bienen, Grietherbusch). Es blieben nur noch 9 bis 10 größere landwirtschaftliche Betriebe.

Die Errichtung des Niemandslandes bedeutete für Anholt nach der Katastrophe zu Ostern einen weiteren schweren Schlag. Nun konnte sich die Gemeinde nicht mehr selbst ernähren.

Niemand durfte den Fuß in dieses Niemandsland setzen. Überall standen Schilder mit dem Hinweis:

NO ENTRY

Any person, moving over this line may be shot without warning.

HALT SPERRGEBIET

War schon die Feldbestellung um Ostern nicht möglich wegen der Jagdbomber (Jabo's) so verkamen die Felder nunmehr vollends. Das Land war von Bomben umgepflügt von Fahrzeugen und Panzern niedergewalzt und von Laufgräben durchzogen. Nach Ostern hatte nur noch ein Teil bestellt werden können; es fehlte an Pferden, Wagen, Düngemitteln. Auch Hilfskräfte waren nicht hinreichend vorhanden.

Die Überwachung der Sperrzone erfolgte von 2 holländischen Kommandanten, die ihre Wache im Zollhaus Gendringen und an der Brüggenhütte hatten. Sie trugen alliierte Uniformen mit der Bezeichnung an den Schultern: FRONTIER GUARD - Grenzwatch. Weiterhin waren ein englischer und ein belgischer Überwachungsposten auf Schloß Anholt stationiert.

Der Zweck des Niemandslandes war wohl der, ansonsten ist kein vernünftiger Grund denkbar, die deutsche Grenzbevölkerung nach dem Einmarsch der Alliierten vor den Wiedervergeltungsmaßnahmen der Holländer zu schützen.

Gleich zu Ostern haben die Anholter noch fühlbar Proben dieser Vergeltung erlebt. Selbst aus den kläglichen Trümmern wurden, auch von Holländern des Nachbargebietes, die lebensnotwendigen Dinge geraubt, insbesondere Wäsche, Kleidungsstücke, Wohnungseinrichtungen und Vieh. Überfallkommandos führten hier ansässige Holländer gefangen fort, da sie angeblich NSB-er gewesen seien. Die Fanatiker unter den Holländern hätten das deutsche Grenzgebiet restlos ausgeraubt, wenn nicht das Niemandsland eingerichtet worden wäre.

Das Sperrgebiet blieb über 6 Wochen lang ein totes Land. Gegen Ende Juni 45 gestattete die Militärregierung Arbeiten in der Grenzzone für die Bewohner und

die Hilfskräfte. Der Aufenthalt in der Nacht war weiterhin verboten.

30.10.45: Ein denkwürdiger Tag: Die Bewohner des Niemandslandes dürfen wieder auf ihre Hofstellen zurückkehren. Das Areal blieb jedoch auch weiterhin noch Sperrzone für dort nicht wohnhafte, ansässige Personen. Die Bewohner selbst hatten ihre besonderen Ausweise.

14. 11. 45: An diesem Tage begann die Rückbesiedlung des Sperrgebietes. Damit war auch die Ernährungslage wieder besser. Es mußten keine Kartoffeln mehr von auswärts angefordert werden. Anholt war in vieler Hinsicht autark: Z.B. genügte 1944 die Kartoffelernte für die ganze Stadt; überdies wurden noch über ein halbes Jahr 1200 Schanzer mitversorgt, desgleichen das Militär, die Polizeikompanie und der Volkssturm. Weiterhin konnten noch 30 Waggons Kartoffeln an die Industrie geliefert werden. Ähnlich war das Verhältnis mit Getreide, Milch, Butter und Vieh.

Die Toten Anholts waren bis zum 12. Mai zum großen Teil bereits zum Friedhof umgebettet worden. Es lagen noch 7 Tote zwischen der Liegehalle des St.-Augusta-Hospitals und dem Chor der Pfarrkirche; 14 in der Kartoffelgrube beim Jugendheim auf der Schneidkuhle, dicht beim äußeren Stadtgraben. Bis 11. 5. wurde bis tief in die Nacht hinein gearbeitet. Morgens standen alle Särge im großen Grab, oben rechts auf dem Friedhof (Anm.: Damals war der alleinige Eingang von der Isselseite her), wo eine Trauerfeier stattfand.

21. 5. 45: An diesem Tage fand das Traueramt für den durch Fliegerbomben dahingerafften Erbprinzen Alfred statt. Die Beisetzung in der fürstlichen Gruftkapelle war noch nicht möglich. Vorläufig war sein Grab unten vor dem Dicken Turm des Schlosses an der Außenseite zum Schloßgraben hin. (Anm.: Erbprinz Alfred wurde kurz nach Kriegsende vom Platz vor dem Dicken Turm zum „Rondell“ im Schloßpark umgebettet.)

28. - 30.5.45: Die große Kirchenglocke, die der Vernichtung entgangen war, wurde aus den Schuttbergen vor der Marienkapelle unversehrt geborgen. Bei der Bergung half eine englische Pioniertruppe. Der Klöppel wurde am 15. 6. gefunden.

16.9.45: Landwirt Wilhelm Telaak und Sohn Stephan Roes vom Volkssturm werden vom Dwarselfeld zum Friedhof umgebettet. Beide fielen

an der Isselbrücke bei Vogel. (Anm.: Stephan Roes wurde in Iserlohn verwundet und starb am 8. 4. 45 im Lazarett zu Ahlen, Westf.)

2. 11. 45: Für die 54 zuletzt umgebetteten Toten fand das Seelenamt statt.

Febr. 46: Hochwasser von Issel und Aa. Nur noch die Straße nach Isselburg war frei; Regniet und Hahnerfeld waren von der Stadt abgeschnitten, die Breels zum großen Teil; dort konnte nur Beusing-Terhorst ohne Mühe die Straße erreichen. Die Ursachen waren: Brückentrümmer in Flußbetten, marode Deiche (Einmannlöcher) und eine lange Regenperiode. Der Aa-Damm oberhalb der Brüggenhütte war gebrochen.

Mai 46: Zur Unterstützung des Pastors kommt P. Marx SVP nach Anholt.

Juli/Aug./Sept. 47: Räumung der Schuttberge in der Kirche durch Pastors, Schepup, Michelbrink; Fa. Ditters stellt das Auto. Fürst Nikolaus stellt das Bauholz zur Verfügung. Die Arbeiten gehen bis Ende Oktober. Die Dachausbesserung erfolgte durch Heisler, Heßling und Carl Stapelbroek, die Dachdeckung durch Schöttler.

5. 11. 47: Zu diesem Datum waren aus Anholt noch

—45 Männer in Kriegsgefangenschaft

—49 Anholter Angehörige der Wehrmacht vermißt sowie

—10 Zivilpersonen, darunter 6 Frauen vermißt.

Juni 48: Währungsreform

24. 10. 48: Abschluß des Hauptschiffes sowie mehrerer Bögen der Seitenschiffe durch eine Holz-/Blechwand. Zum erstenmal fand der Gottesdienst wieder in einem geschlossenen Kirchenraum statt.

23.4.49: Ein Teil von Suderwick wird von Holland übernommen. Der Zutritt ist

damit ohne Paß nicht mehr möglich. Die Frage der Grenzveränderung, auch für

Anholt, will noch nicht zur Ruhe kommen.

4. 11. 49: Die wiederhergestellte Volksschule wird wieder eröffnet. Diese war am 22. 3. 45 schwer beschädigt worden. Bis dahin wurde der Unterricht sehr dürftig im Jugendheim, Adolf-Donders-Allee, und in der ev. Schule erteilt.

7. 12. 49: An diesem Tage besichtigte der Wiederaufbauminister des Landes die kath. Kirche. Die Gewährung eines Landeszuschusses zum Wiederaufbau wurde zugesagt. Über die einzelnen Bauabschnitte wurde richtungweisend gesprochen. Bestätigung noch einmal am 3. 2. 50.

5. 3. 50: Im Vorraum der Sparkasse, wo bisher die Post untergebracht war, wurde die Borromäusbibliothek mit etwa 300 Büchern wieder eröffnet.

28.2.50: Vom Oberregierungsbaurat in Münster wird ein Bauzuschuß von 50.000 DM zugesagt. Es war ein Zuschuß zusätzlich zu dem laufenden Antrag. Dieser umfaßte die Überdachung bis zur Turmpartie und den Wiederaufbau des Hauptportals.

Juni 50: Wiedereröffnung der Isselbrücke am Gendringer Zollamt. Zu diesem Anlaß fand das erste deutsch-holländische Gespräch statt, über die Öffnung der Grenze und einen eingeschränkten Grenzverkehr

5. 7. 50: 100-jähriges Jubiläum der Clemens-Schwestern im St.-Augusta-Hospital.

11. 11. 50: Erster Martinszug, veranstaltet vom Heimatverein.

12. 11. 50: Großes deutsch-niederländisches Treffen in Anholt, organisiert vom Heimatverein Anholt, mit vielen Musikkapellen und Sängerschören aus der ganzen Umgebung beiderseits der Grenze.

Ende Jan. 52: Anbringen des Gerüsts im Längs- und Querschiff der Kirche zur Sanierung des Gewölbes.

5. 1. 53: Richtfest für St. Pankratius Anholt. Die Gewölbe waren noch nicht fertig; die Verputzarbeiten liefen noch.

6. 6. 53: Anlieferung der Spezialsteine für die Gewölberippen.

Okt. 53: Mit dem Einbau des großen Pankratius-Fensters findet die Bleiverglasung der Fenster ihren Abschluß. Ausführung durch Fa. Derrix, Kevelaer; künstlerische Gestaltung durch Hr. Rengshausen, Lünen.

11. 10. 53: Wiedereröffnung des Hauptportals der Kirche.

13. 12. 55: Einweihung der neuen Volksschule in Anholt. (Neubau bzw. Anbau an das alte Gebäude)

(Anm. Hier endet der Bericht von Pfr. Edmund Janssen, der am 9. 3. 57 starb; zur weiteren Restaurierung der Kirche noch folgende Daten:

20. 7.60: St.-Pankratius-Kirche erhält unter Pastor Wilmsen eine neue Orgel.

26. 3. 83: Unter Pastor F Gemke erfolgte die Installation aller 4 Glocken (3 neue aus Gescher) im Dachstuhl der Kirche; genau 41 Jahre nach deren Zerstümmerung. Die 3 Glocken läuteten am 26. 3. 42 zum letzten Mal. Großes Verdienst um die Organisation der Finanzierung erwarben sich Hr. August Visser und Fr. Bernhardine Neuß und der Heimatverein Anholt.

26. 7. 83: Beginn der Renovierung und Ausmalung der Kirche, gleichfalls unter Pastor F. Gemke. Die Ausmalung übernahm die Firma Berchem aus Essen, die künstlerische Ausgestaltung (Ornamentik, Pantokrator) Bernhard Schlüter aus Münster, der auch im Juni 1986 die Bilder der 8 Seligkeiten schuf.

Bericht von Zeitzeugen

Aus der Stadt

Frau Anna Kempkes, geb. Nieuwenhuis

Mein Mann Gerd und einige Männer aus der Nachbarschaft bauten im letzten Kriegsjahr hinter dem Haus am Wall einen Bunker. Der Wall wurde dazu seitlich bis zur Wallkrone abgetragen. In dieses Loch wurde ein grob gezimmerter Kasten ohne Boden aus Rundhölzern, etwa 2-2,5 m im Grundriß messend, hineingestellt. Unter den Wänden wurde weiterhin der Sand weggebuddelt, sodaß der Kasten noch um einiges absinken konnte. Der abgetragene Sand wurde dann an den Seiten und auf der Decke des Kastens wieder aufgeschüttet.

Im wesentlichen waren es die Bewohner des Eiermarktes, die den Bunker nutzten. Durch die Verbindungsgasse (Wänd) bei Boland war er zudem relativ schnell zu erreichen, von den wallseitigen Bewohnern natürlich direkt durch den rückseitigen Garten. Frau Kempkes erinnert sich noch an Miez Bongaerts, Frau Bernd Baumann, Hein Onstein, Schneider Jansen mit Schwiegertochter und drei Kindern, mein Mann Gerd und ich, Franziska, Gerds Halbschwester sowie Änne, Gerds Kusine aus Oberhausen. Letztere erwartete ein Kind, das dann auch noch in Anholt geboren wurde.

Beim ersten Angriff am 21. 3., „an den ich mich noch genau erinnere“, war schönes Wetter. An diesem Mittwoch fielen die Bomben bei Willing. Als dann später Anholt brannte, sind wir mit dem Leiterwagen nach Booms zum Hahnerfeld gezogen, bepackt mit Lebensmitteln, vor allem mit den Sachen von der letzten Hausschlachtung. Miez Bongaerts hatte Mehl, Zucker und

sonstiges beige stellt. Wir nahmen den Weg über Kockenkamp und Postweg. Auf der Wegstrecke Hahnerfelder Straße lagen tote Soldaten am Straßenrand. Es war fürchterlich; mit dem Rosenkranz in der Hand erreichten wir dann Booms.

Nachdem die Front vorübergezogen war, zogen wir wieder zur Stadt. Mit noch ca. 20 Personen nahmen wir erstes Notquartier bei Meyer-Cussel, und zwar in dem hinteren Raum von ca. 3 x 5 m. Im vorderen Raum hatten die Engländer eine Schreibstube eingerichtet. Ein Engländer inspizierte einmal den rückwärtigen Raum; meine Nichte Anneliese konnte etwas englisch: „Privat and two children!“ Die Engländer sind nicht wiedergekommen.

Frau Hermine Schlüter

Nachstehendes weiß ich vom „Hörensagen“: Es war zu der Zeit, als der Brand in der Stadt begann (samstags vor Palmsonntag bei Rektoratschule bzw. Messing). Der Brand in der Rektoratschule muß schon wohl so weit fortgeschritten gewesen sein, daß der Innenzugang zum Keller nicht mehr möglich war. Es befand sich jedoch noch Prof. Dr Hundertmark im Keller. (Anm. Lehrer Wächter soll auch noch im Keller gewesen sein. Das Gebäude hatte nach außen hin keine größeren Kelleröffnungen, sondern nur die bekannten engen Schlitze, um Kohlen etc. einzuschaukeln. Man mußte also einen dieser Schlitze erweitern, um Zugang zum Keller zu bekommen. Erst nach vieler Mühe konnte der alte Mann mit einem Seil aus dem Keller gezogen werden. Gott sei Dank, unversehrt.

Man hat ihn dann in einen Leiterwagen gesetzt und nach Brus/Angenendt gebracht. Unterwegs kamen mehrfach Jagdbomber geflogen; alle sprangen jeweils in den Straßengraben wobei sie jedesmal den guten Professor auf dem Handwagen sitzen lassen mußten. Wunderbarer Weise ist ihm auch hier nichts passiert.

Frau Christel Lümen

Es war in der Zeit seit Ende Februar 45 (Anm. wahrscheinlich Mitte März), als am Bahnhof Isselburg-Anholt die ersten Bomben fielen. An einem dieser Tage hieß es: Es gibt bei Bennerscheidt Brikett, jede Familie kann

einen Zentner dort holen. Wir wollten mit dem Leiterwagen also um 9 Uhr losmarschieren. Jedoch, ich hatte ein so ungutes Gefühl und sträubte mich mitzukommen. Wir verloren dadurch ca. 1 Stunde. Unterwegs am Stromberg erscholl die Sirene; Flugzeuge tauchten auf und wir versteckten uns in einem der vielen dort angelegten Schützengraben. Eine Bombe schlug bei Bennerscheidt ein: Zwei Tote. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn wir pünktlich losgezogen wären.

Ein paar Wochen später vor der Karwoche am 21. 3., als die Bombardierung der Stadt losging, wohnten mein Mann Willi und ich in der Niederstraße Nr. 26. Mein Schwager Bernhard Lümen wohnte mit seiner Frau Tini und 5 Kindern bei Willing. Bevor der Jabo dort die Bomben warf, war Sirenenalarm gegeben worden. Das war wohl der Grund, daß alle Bewohner des Hauses Willing im Keller waren. Bei der Nachricht, daß eine der Bomben dort eingeschlagen war, lief mein Mann sofort zum Hause Willing um zu sehen, was geschehen war.

Vor dem Hause stand auf der Straße ein brennender Munitionswagen, in dem ständig Sprengsätze explodierten, wobei die Splitter durch die Gegend flogen. Der Zugang zum Haus mußte daher über den Friedhof genommen werden. Der Keller, der vorher sachgemäß abgestützt worden war, hatte gehalten. Alle wurden heil aus dem Keller herausgezogen.

In dieser wirren und hektischen Zeit wurde häufig rein intuitiv und gefühlsmäßig gehandelt. Zum Beispiel an dem Tage, als in der Niederstraße die Bomben fielen. Am 22. 3. nachmittags gegen 16.30 Uhr etwa ging die Sirene. Wir gingen daraufhin alle in unsere Wohnung in der Niederstraße in den kleinen Gewölbekeller, außer Oma, die an der Kellertreppe stehen blieb; sie wollte nicht. Elli Göring mit ihren beiden Kindern, ich mit Willi und Tini mit ihren 5 Kindern (2-9 Jahre alt), die ihre Wohnung bei Willing verloren hatten und nun bei uns wohnten. Ich hatte eine fürchterliche innere Unruhe, die mich aus dem Keller trieb. Ich rannte bis bei Thuilot und Willi hinter mir her. Von dort wollte ich durch Bolands „Wänd“ zum Wallbunker. Ich schaute zurück, ob mein Mann, der im Krieg schwer verwundet und daher freigestellt war, nachkomme. Ich erreichte den Bunker; später kam mein Mann mit verletztem Arm; in der Wänd war ihm ein Steinbrocken darauf geschlagen.

Schuhmacher Wolsing mit Frau und 4 Kindern waren noch im Eingang, als

ich durch den Luftdruck der Bombe (die in der Niederstraße fiel) zu Boden geschleudert wurde. Ein deutscher Soldat zog mich in den Bunker.

Kurz darauf die Nachricht: In der Niederstraße ist eine Bombe gefallen. Von Leuten, die in den Bunker gerannt kamen, hörten wir, daß die Bombe unmittelbar vor unserem Haus einen riesigen Krater hinterlassen habe. Die Splitter seien quer durch den Keller geflogen; der Keller sei ein Ort des Grauens. Tini habe man

sofort tot gefunden; sie hatte die kleine Elfriede, die noch lebte, unter sich liegen gehabt. Oma war schwer verletzt, desgleichen Wilfried Göring. Werner hatte eine Kopfverletzung; Fritz war am Arm verletzt; er rang nach Atem, die Lunge war offensichtlich durch die gewaltige Luftdruckwelle in Mitleidenschaft gezogen. Die Verwundeten hat man alle zum Krankenhaus gebracht.

An dieser Stelle sei ein Bericht von *Bernhard Lümen* eingeschoben; er berichtet:

Ich weiß wegen des nach dem Bombenwurf bestehenden Durcheinanders nicht mehr, wie der Transport vor sich ging; ob man meine tote Frau Tini noch bis zum Krankenhaus gebracht hat, oder unterwegs zurückließ oder ob Oma unterwegs auch gestorben ist. Frau Feil informierte mich ein paar Tage später, daß die zwei Toten hinter dem Spritzenhaus auf der Bleiche lägen und fragte, ob ich nicht für die Beerdigung sorgen könne. Ich ging daraufhin mit der Schubkarre zur Bleiche und habe die beiden Leichen von dort zum Friedhof gefahren. Dort habe ich neben dem Grab meines Vaters eine Grube ausgehoben und die Toten beerdigt, ständig auf der Hut vor Artillerieüberfällen, allein und ohne Priester. - Soweit sein Bericht.

Da der Bunker am Wall die Schutzsuchenden nicht mehr fassen konnte, ging unsere Familie bei den nächsten Alarmen immer zur Hohen Straße zu Frieda Lümen geb. Kapelle in den Keller, wo allerdings auch nicht mehr viel Platz war. Hier blieben wir darum auch nur eine Nacht.

Am folgenden Freitag vor der Karwoche war es dann wieder die innere Stimme, die mir dann sagte: Raus aus der Stadt! Wir, d.h. mein Mann, ich, Elli Göring (ihr Mann Johann war Soldat), Frau Nientimp aus Düsseldorf und 5 Kinder machten uns auf in Richtung Regniet. Dort war nicht

unterzukommen - also weiter in Richtung Voorst. Es wurde schon dunkel, als wir hinter Tekaat zu einem kleinen Bauernhaus kamen und um Quartier baten. Es war ein älteres Ehepaar, das dort wohnte; wir wurden nur widerwillig aufgenommen; für die Kinder hatten sie lediglich heißes Wasser zur Verfügung.

Willi war vor unserer Flucht noch kurz zur Stadt gewesen. Dort hörte er, daß der älteste Sohn von Frau Elli Göring, der schwer verletzt eingeliefert worden war, zur Regniet gebracht worden ist.

Am nächsten Morgen sind wir dann weitergezogen - an van Hals Mühle rechts vorbei zu einem größeren Bauernhof, zur Familie Klein-Holkenborg. Nach längerem Zögern haben wir uns hereingewagt und - wurden mit viel Liebe aufgenommen, von einer Familie, die selbst schon 10 Kinder hatte. Sie haben das Essen mit uns geteilt und auch die Kinder erhielten ihre Milch.

Der Keller wurde hergerichtet und mit Stroh ausgestattet - dort war unser Quartier. Abends machte mein Mann sich mit dem Fahrrad auf den Weg zum Hahnerfeld um dort nachzusehen, was los ist; er fuhr den alten Postweg in Richtung Fink und - kam in das Artilleriefeld hinein. Erst am späten Abend kam er zu Fuß mit dem Arm in der Binde zurück und erzählte:

Ich bin mit dem Fahrrad garnicht mehr weiter gekommen, da ich dauernd Deckung nehmen mußte. Bei einem Naheinschlag vor Fink bin ich gestürzt und wurde dann ins Haus geschleppt. Mein kriegsverletzter Arm schmerzte. Zum Glück war Dr. zur Hausen zufällig dort im Keller; der sah, daß das Schlüsselbein gebrochen war und hat mir einen Notverband angelegt.

Mein Mann bekam hohes Fieber. Der vor Stalingrad durchgeschossene Arm begann sich zu entzünden. Frau Klein-Holkenborg half aus mit Umschlägen, Verbandszeug usw. In Voorst hörten wir auch, daß deutsche Truppen unsere Kirchtürme gesprengt hatten.

Als die Engländer kamen, wurden die Männer kaum beachtet. Wir atmeten alle auf; es gab keine Aufregung.

Am Ostermontag ging es dann zurück nach Anholt. Am Dienstag eilten wir zum Krankenhaus, da Willis Arm ganz bedrohlich aussah. Auf dem Innenhof trafen wir auf Dr. zur Hausen. Dieser schaute sich den Arm an und holte sofort ein Skalpell, um die Eiterbeule aufzuschneiden, - ohne

Betäubung versteht sich. Von da an ging es ihm besser.

Wie viele andere wendeten wir uns an den Bürgermeister Theodor Wolsing, der damals von den Engländern, in Unkenntnis der früheren politischen Verhältnisse in Anholt kurzerhand auf diesen Posten gesetzt worden war. Der Bürgermeister war natürlich auch überfordert und gab allen Quartier suchenden den guten Rat, vorerst die leerstehenden Häuser und Wohnungen zu belegen. So kamen wir zum Zollblock, wo die Wohnung Jäger leerstand. Die Küche war noch möbliert, alle anderen Zimmer waren ausgeräumt; die Einrichtungen teilweise zerstört.

Die Zollwohnungen standen fast alle leer. In Nachbarwohnungen bzw. Nachbarblocks sind eingezogen: Schnickers mit Frau und 2 Kindern aus Rees; Frau Thiel, geb. Scholten mit 4 Kindern; Frau Feil mit den 2 Jungens; Marga und Renate Wolsing mit ihren Eltern und Paul, ihrem Onkel. Meine Schwester kam aus Hamm, sie wurde auch noch bei uns untergebracht. Zum Teil wurde in der Küche geschlafen.

Nach Wochen war dann von den Behörden eine gewisse soziale Betreuung aufgebaut, die langsam zu greifen begann. Eine Sozialbetreuerin aus Borken kam; diese veranlaßte, daß Bernhard Lümen mit seiner Familie eine Haushaltshilfe bekam. Er konnte auch bald darauf am Schloß als Gärtner eine Anstellung bekommen; Johann Lümen erhielt gleichfalls dort eine Arbeitsstelle und sogar eine Wohnung.

Fr. Wilhelinine Wolsing

Als am 21.3. die ersten Bomben fielen, sind wir alle Augenblicke in den Wallbunker hinter Boland gerannt. Die Luft war ja dauernd voller Flugzeuge und überall knallte es.

Bernd Lümen kam mit Mutter und Kinderwagen; bei vermeintlicher Ruhe an der Luft gingen sie dann nach Hause zur Niederstraße. Da fiel eine Bombe: Die Mutter tot, das Kind im Wagen verletzt. Die noch immer mit ihren Arbeiten beschäftigten Schanzer beschworen uns: Macht, daß ihr hier wegkommt!

Daraufhin wurde dann der Kinderwagen mit Lebensmitteln aus der letzten Schlachtung vollgepackt und wir machten uns auf den Weg nach Booms zum Hahnerfeld. Wir gingen zunächst im Schutz des Walles in Richtung Kirche. Oben auf dem Kirchberg angekommen, hieß es „Laßt uns noch einmal kurz in die Kirche gehen!“ Im Inneren der Kirche lag alles voller Glasscherben und Schmutz; außer den Fenstern war jedoch noch nichts zerstört. An der Hahnerfelder Straße hatten die Schanzer einen Unterstand

gebaut. Als wir in dessen Nähe waren, war wieder die Luft voller Flugzeuge. Wir wurden förmlich von den Schanzern in den Unterstand gezogen.

Auf dem Wege trafen wir etwa bei Fink auf Theodor Heßeling mit seiner Familie. Auf einem „Leiterwagen“ (vierrädriger Handwagen) wurden die beidseitig beinamputierte Elisabeth Nieuwenhuis und ihr betagter Vater in Richtung Booms transportiert. Hein Booms hat sie die letzte Strecke mit dem Pferdefuhrwerk gefahren; er kam gerade vom Rübenfeld.

Frau Thönissen und Sohn Klaus waren auch unterwegs nach Booms. Bei Booms war der kleine Gewölbekeller unter der „Opkamer“. Dort saßen wir also mit 11 Personen; unter anderen auch Fr Jan Lümen, die hochschwanger war. Anholt brannte schon - man sah draußen die Rauchsäule stehen. Fink brannte auch. Theodor Hesseling nahm ein weißes Laken, ging damit ins Obergeschoß und hing es dort zum Fenster hinaus. Auf das weiße Laken hin hörten die Engländer auf zu schießen.

Die Frauen beteten derweil im Keller; ich hatte noch ein Mutter-Gottes-Bildchen aus Kevelaer bei mir.

Als der erste Engländer dann kam, hieß es: Kein Militär!

Wir mußten dann alle aus dem Keller heraus. Die beidseitig beinamputierte Frau Nieuwenhuis haben wir gemeinsam hinausgeschleppt, wobei sogar die Engländer geholfen haben. Alles in allem muß man sagen, daß die Engländer uns insgesamt nobel behandelt haben. Sie nahmen jedoch das gesamte Bauernhaus in Beschlag.

Im übrigen war die Angst vor den Engländern sehr groß. Die Nazipropaganda hatte ja pausenlos von den unmenschlichen Greuelthaten „des Feindes“ berichtet und das zeigte nun seine Wirkung. Schon die Trennung von Männern und Frauen stürzte uns Frauen in Verzweiflung, da wir annahmen, alle Männer würden sofort erschossen.

Es kam jedoch ganz anders.

Draußen lag noch ein gefallener Soldat. Die Männer wurden angewiesen, den Toten zu beerdigen. Frau Kempkes und ich wurde dazu ausersehen, den Engländern neue Kokarden an die Uniformen zu nähen. Ein anderes Mal mußten wir Erbsensuppe kochen. Wir nahmen, da nichts besseres zur Hand war, den Weckessel. Die Engländer waren jedoch auch wohl mißtrauisch, denn wir mußten immer zuerst von der Suppe essen.

Einmal kamen die Engländer alle nacheinander in unsere „Stube“ hinein. Wir dachten, „Was ist denn nun wohl wieder los?“ Aber wir staunten, denn einer nach dem anderen legte eine Schnitte Weißbrot auf den Tisch mit dem Vermerk. „Für Baby!“

Der kleine Klaus Thönissen lief immer in die Kammer der Engländer und kam des öfteren mit einer Handvoll Schokolade heraus. Man dachte schon mal wieder ans Zuhause; und da fiel mir ein, dort steht doch noch eine trüchtige Ziege im Stall. Gerd Kempkes und Hein Booms führen in die

Stadt und haben sie geholt. Als er wieder zurück war berichtete er unter Tränen: „Mineken, ganz Anholt es kapott.“

Zu Ostern waren noch alle bei Booms. Das muß so gewesen sein, denn dort erfuhren wir von der Messe an der Mühle. Der Umzug zur Stadt erfolgte dann wieder mit allen Habseligkeiten in der Woche nach Ostern. Man war auf alles gefaßt und freute sich über alles vertraute, das noch stehen geblieben war: „Kiek es, den Lewen Heer steht noch!“

In der Stadt war jedes Haus, das noch stand, für eine Notunterkunft recht. So kamen wir für eine Nacht zuerst im Haus von Meyer-Cussel unter. Aus unserem stark beschädigten Haus gegenüber Hein Onstein, - die Ecke bis Frau Ten Hagen war stehen geblieben — holten wir noch ein Kinderbett für den kleinen Klaus; der jubelte: „Täuschen seine Heia“. Von dort zogen wir um nach Drecker; der Häuserblock mit dem Augusta-Krankenhaus war bekanntlich auch stehen geblieben.

Man begann, die notwendigsten Arbeiten zu verrichten. So mußte zuerst das Dach des Drecker'schen Hauses abgedichtet werden. Frau Thönissen übernahm dabei den gefährlichsten Teil. Sie kletterte auf das Dach und richtete dort die Pfannen. Alle Mitbewohner, Hans und Vroni Loomann, Julius Welbers usw. halfen. Alle „wohnten“ in dem Billard-Zimmer. Was an Betten aufgetrieben werden konnte, wurde dort hineingetragen. In den Raum dahinter, in das „Opkämmerken“ traute sich niemand wegen des unserer Meinung nach unsicheren Gewölbes und des darunter liegenden Kellers.

Hans Loomann war dann der Mutige, der die Festigkeit des Bodens ausprobierte und für die Benutzung „freigab“. Die „Upkamer“ wurde aufgeräumt und alle zogen vom Billard-Zimmer dorthin. Pastor Janssen kam vorbei; ihm wurde die Situation erläutert: „Ja, Männlein und Weiblein wohnen hier in diesem „Wohnzimmer“ durcheinander, Herr Pastor, und vorn, wo das Billard steht, da ist unser Fremdenzimmer!“

Hier und da zeigte sich, wie seltsam mancher Anholter auf die sich überstürzenden Ereignisse reagiert hat. Der alte Ternierssen (Schnackert) z. B. hatte viele seiner Möbel in die Fürstenloge oberhalb der Meßdienersakristei gebracht. Nachdem er sich nach Ostern lange Zeit nicht blicken ließ und soviele Menschen Quartier suchten, wurde dieser „möblierte“ Raum von

Herrn Dammann mir sogar als Quartier angeboten.

Später zogen wir ins Obergeschoß, ins sogenannte Sälchen. Dort haben wir uns mit abgespannten Laken und Decken Räume abgetrennt und uns erneut „eingerichtet“. Das Dach war zwar dicht, jedoch hatten wir nicht mit den Tücken des Winters gerechnet. Der Pulverschnee kam durch. Es war der Winter 45-46, - mein Mann Alex war inzwischen heimgekehrt; da kam es dann vor, daß wir beide mit Kopf tüchern und Mützen nebeneinander im Bett saßen; bei allem Elend haben wir noch darüber lachen müssen.

Rückblickend muß ich sagen: Es war in jenen Tagen die Zeit der großen Nächstenliebe zueinander, die unbeschreiblich ist. Jeder half jedem und gab auch noch von dem Wenigen denen, die noch weniger oder garnichts hatten. Die Solidarität und das Verantwortungsgefühl füreinander war so groß, daß sich immer wieder Gruppen zusammentaten, um mit gemeinsamen Kräften der größten Not abzuhelfen. Ob das Hand- und Spanndienste waren, die größten Räumarbeiten, oder die große Waschkaktion für die jeweilige „Hausgemeinschaft“ auf der Bleiche, oder das Zersägen der noch unverbrannten Dachbalken aus den Trümmern der Kirche zum Kochen, Trocknen und Heizen oder - oder - oder

Das erste Putz- und Aufräumkommando in der Kirche bestand aus Dammann, Frau Loomann, Mia Drecker und mir. Dammann holte Wasser aus dem Stadtgraben; Dreckers lieferten heißes Wasser - damit wurde abgewaschen. Zur Stärkung gab es Schinken auf Schwarzbrot. „Noch nie,“ so Dammann, „hat es mir so gut geschmeckt“.

Im Seitenschiff zur Marienkapelle lagen zum Übersteigen der Trümmerhaufen einige Gerüstbretter. Uns gegenseitig stützend, „arbeiteten wir uns vor zur Marienkapelle. Das Gewölbe, das Marienbild, das große Kreuz, -wir konnten es nicht fassen - alles unversehrt. Christus schaute auf uns herab, die Arme ausgebreitet über unseren Gefallenen - es waren nur wenige Kreuzchen von der Wand gefallen - wir haben alle geweint.

„Unsere Kreuzchen!“ - Wieviele Gebete und Tränen hängen an ihnen! Jeden Mittwoch im Kriege war Kriegsandacht. Vorgebetet wurde abwechselnd von Frau Zelzner, die als Initiatorin genannt werden muß, von Frau Dammann und von mir. Herr Dammann darf nicht vergessen werden. Er war immer dabei; er spielte die Orgel zu den Liedern, die wir selbst zusammengestellt hatten. Nach der Marienandacht zogen wir noch zum Chor vor den Hochaltar und sangen noch ein Sakramentslied.

Frau Hedwig Roes geb. Meyer

Wir wohnten bis zur Zerstörung der Stadt in der Niederstraße, in dem Haus zwischen Vallee und dem „Parteihaus“, das bekanntlich stehen blieb. Im Augenblick befinden sich dort die Garagen von Vallee. Es war ein Haus mit einer großen Toreinfahrt zu den Viehställen.

Bei Sirenenalarm gingen wir in den Keller des Nachbarhauses (des Parteihauses); wir, d. h. Oma, Opa, drei Tanten, Mutter und vier Kinder, darunter ich, 7 Jahre alt. Als am 23. etwa der Artilleriebeschuß losging, sind wir in der folgenden Nacht nicht in den Keller gerannt, sondern haben das Nötigste, was wir brauchten, auf den Handwagen gepackt und sind in Richtung Hahnerfeld losgezogen. Wir wollten zu unserem Onkel, Bauer Hebing/Visser, der vorne an der Kastanienallee wohnte.

Dort war jedoch bereits alles voll und belegt sodaß wir nicht unterkommen konnten.

Wir sind die Hahnerfelder Straße weitergezogen, wobei wir immer wieder, Deckung suchen mußten in Gräben oder Löchern, wenn geschossen wurde.

Bei Fink vorbei zogen wir zum Hof Tenbenschel, wo im Kartoffelbunker noch Platz war. Die Decke des Silos hatte man mit Balken und Holzstämmen verstärkt; oben drauf lag eine dicke Schicht aus Reisigbuschen. Das war also das Quartier für 10 Personen, dazu kam noch das Ehepaar Tenbenschel mit der Tochter Maria.

Opa Visser ist in der nächsten Nacht noch einmal mit Pferd und „Stöttkarr“ in die Stadt zurückgefahren, um noch zusätzliches Bettzeug zu holen. Es war das letzte Mal, daß er das Haus sah; am nächsten Tag war alles verbrannt.

Es war eine schwere Zeit dort im Kartoffelbunker, insbesondere, als es so wild zuing, daß man keine Mahlzeiten mehr bereiten konnte. Tagelang gab es ersatzweise getrocknete Apfel und Birnen, das einzige, was wir in großen Beuteln vorfanden. Es gab seltsamerweise auch noch Eierlikör - Tenbensels hatten ihn wohl selbst gemacht sogar die Kinder bekamen davon, da sonst nichts da war. Als der Kriegslärm einmal für kurze Zeit Ruhe gab, hieß es: Raus aus dem Kartoffelsilo! Alle sofort in den Hauskeller! — Der Grund war wohl, daß die Reisigdecke zu wenig oder gar keinen Schutz bot. Hier hatte man nun wenigstens eine feste Decke über dem Kopf, jedoch - es herrschte eine fürchterliche Enge; wir lagen zum Teil auf dem blanken Boden und auf den dort eingekellerten Kartoffeln, - insgesamt etwa 20 Menschen, Frauen und Kinder.

Eines Tages standen dann die Engländer vor dem Kellereingang. Wir hatten alle furchtbare Angst. Sie gingen auch wieder, da sie sahen, daß kein deutscher Soldat im Keller war. Der Kriegslärm hatte sich nach Norden hin

verzogen und man konnte aufatmen. Die Gegenwart der Engländer war für uns das Zeichen, den Keller verlassen zu können und Quartier in einem der Zimmer des Hauses zu nehmen.

Ein paar Tage danach hörten wir sie im Haus nebenan den Sieg feiern. Nach ihrer Auffassung gehörten Frauen zur Feier - sie kamen also zum Haus Tenbenschel, rissen unsere Zimmertüre auf und wollten sich etliche aussuchen.

Unter dem Arm hatten sie ihr Gewehr, versteht sich. Alle waren maßlos verängstigt und suchten hinter den Stühlen oder sonstwo Deckung. Wir Kinder bangten mit den Erwachsenen - wir wußten ja nicht, worum es ging. Zu unserem Glück kam ein Offizier, der dem Terror ein Ende bereitete. Es war das schlimmste Erlebnis jener Tage.

Jedoch mit der Zeit „normalisierte“ sich das Zusammenleben mit den Engländern. Sie verteilten Schokolade und Keks an die Kinder, die so etwas fast schon nicht mehr kannten. Es kam dann der Termin des Umzugs nach Anholt. Vom Bürgermeister Wolsing wurde uns das Haus von Karl Velsing zugewiesen, das damals - wohl aus politischen Gründen - leer stand. Dort wohnten wir ca. ein halbes Jahr. Danach zogen wir in das Haus von Anne Schwarze in der Gartenstraße (heute Huyingsweg), das noch zur Hälfte stand. In den verbliebenen zwei Zimmern richteten wir uns vorerst ein. Vater war Maurer. und so schafften wir es, nach und nach das ganze Haus wieder herzustellen.

Frau Johanna Drecker

Lange bevor der Angriff auf Anholt begann, ging es in unserem Hause an der Kirchstraße schon zu, wie in einem Bienenkorb. Der kleine Saal oben und die Wirtschaft waren belegt mit Schanzern. Es waren Männer einer Zeche aus Gladbeck. Der Wirtschaftsraum war das Krankenrevier. Der kleine Saal war voll belegt mit Etagenbetten. Um die Gesundheit der Leute sorgte sich ein gewisser Johann Kura, ein Homöopath aus Gladbeck. Zu essen erhielten die Schanzer aus drei Feldküchen, die man im großen Saal - allgemein bekannt als das „Zelt“ aufgebaut hatte.

Auf einer meiner häufigen Inspektionsrunden zum Zelt traf ich dort einmal Offiziere von der Schloßkommandantur. Ich ging hin und stellte mich vor: „Ich bin Frau Drecker; mir gehört dieser Saal. In der Kirchstraße ist noch ein kleiner Saal, dort sind ca. 15 Personen untergebracht. Ich habe für das Haus nichts zu heizen. Es ist immer kalt dort. Ich bekomme zwar Quartiergeld, aber was bekommt man dafür? Außerdem ist das kein Entgelt

für mein Waschen und Putzen. Ich möchte dafür einen Zentner Kohlen pro Woche. Bekomme ich den nicht, so mache ich meine Waschküche zu und rühre keinen Finger mehr. Ich bin zu dieser Arbeit nicht verpflichtet.“ Das half. Man versuchte noch zu handeln, aber es nutzte nichts. Ich bekam die Briketts, und seitdem hatten wir es immer warm im Hause. Man lernte langsam, mit „dem Volk“ umzugehen.

Als ich Bescheid bekam, daß mein Mann vermißt sei, habe ich das obligatorische Führerbild vernichtet. Die Fahne, die oben irgendwo lag, wurde in Streifen gerissen. Alles, was politisch war, wurde entfernt. Soweit - so gut. Ich ahnte jedoch nicht, daß da noch eine „Bombe“ im Hause lag. Als wir „nach der Front“ zum erstenmal wieder das Haus betraten, waren wir entsetzt. Die Vandalen hatten gehaust. Überall Schmutz und Kot, zerschlagene Möbel und - kleine Hitlerfähnchen. Was war passiert? Im kleinen Saal stand ein Schrank, in dem der Gesangverein „Eintracht“ seine sieben Sachen unterbrachte; ihn hatte ich nicht inspiziert. Dort im Schrank lag die „Bombe“. Das spricht nicht gegen den Verein, denn welcher Verein mußte nicht zu irgendwelchen politischen Anlässen auftreten mit ähnlichem Brimborium. Die Tücke lag im Kleinen - der Notenwart wollte es gut machen und vermutlich Geld sparen.

Bemerkenswert noch aus jenen Wochen beim Angriff: Schwerverletzte, die zumeist auf Schubkarren und Leiterwagen zum Krankenhaus gebracht wurden, wurden durch die Gasse (de Wänd) von der Kirche her neben unserem Haus zum OP gefahren; man umging so die Stufen am Haupteingang.

Es war ein paar Tage vor dem Angriff, als es auf einmal hieß: Alle Schanzer müssen fort. „Ja, warum zieht ihr denn nun so plötzlich aus?“ „Wir wissen es nicht; unser neues Quartier ist die Scheune von Brüs (Angenendt) vor der Regniet.“ Nur Kura wurde deutlicher: „Ihr müßt sofort die Stadt verlassen!“ Ich meinte: „Ich habe nicht vor, davonzulaufen; wir haben schließlich einen soliden Bierkeller“. Er jedoch noch eindringlicher: „Bleibt nicht! Geht heute noch weg! - Aber ich habe nichts gesagt; ich bin nicht hier gewesen.“ Als Anholt bombardiert wurde, waren wir gerade beim Essen; Frau Agnes Visser mit ihren 3 Jungens war auch noch da. Die Milchsuppe, die auf dem Tisch stand, haben wir stehen lassen und uns sofort auf und davon gemacht. Richtung: Bauer Kleinhesseling auf dem Hahnerfeld. Hier fanden wir schon viele Anholter versammelt. Insgesamt - so wurde einmal gezählt - 64 Menschen, davon 24 Kinder

Mit den ohne Disziplin zurückflutenden deutschen Soldaten kamen auch ein paar fremde Frauen und verbreiteten bei Kleinhesseling das Gerücht die

abziehenden Engländer nahmen alle Männer mit; die Männer müßten weg. Nun, wohin sollten Bernd, Franz und Hein Kleinhesseling? Sie blieben vorerst. Etwas später hörten wir im Keller, daß da oben im Haus jemand lief, wir hörten Schritte. Auf einmal geht die Tür auf: „Was tut ihr denn hier? - Die SS war schon dabei, im Vorratskeller eine Funkstation aufzubauen. Toni Kleinhesseling meinte noch: „Wieso, die Leute hier sind alle geflüchtet!“ „Ihr müßt hier raus! Drüben in den Zollhäusern stehen die Keller leer, dort könnt ihr unterkommen.“ Draußen Bomben und Artillerie und um das Haus herum noch MG-Stellungen. Da sollten wir also durch; im Vorraum des Kellers hatten sie das Funkgerät schon aufgebaut. Die Leute in einem der Kellerräume fingem daraufhin mit Absicht hysterisch an zu schreien; das steckte an und andere Frauen schrieen in gleicher Weise. Sie waren nicht mehr zu beruhigen. Agnes Visser fing dann mit den übrigen Frauen auch noch an, genau so laut den Rosenkranz zu beten - das war zuviel für die SS: „Man sollte euch alle erschießen“. Sie hielten das nicht aus und - zogen ab.

Was sich im einzelnen im Hause abspielte, wußten wir nicht. Es war langsam an der Zeit an die Engländer zu denken; Bernd Kleinhesseling holte ein weißes Tuch, um es oben im Haus herauszuhängen. Er lief gerade die Kellertreppe hoch - sie knarrte bei jedem Schritt -, als er plötzlich durch die Treppenstufen hindurch von oben bescho knarrte bei jedem Schritt -, als er plötzlich durch die Treppenstufen hindurch von oben beschossen wurde. Er erhielt einen Streifschuß an der Hüfte. Was war passiert? - Ein Soldat war im Obergeschoß an der Treppe und hörte ihn aus dem Keller heraufkommen. Das war ihm nicht geheuer und er schoß durch die Holztreppe darauflos. - Es war ein Engländer.

Ein Glücksfall für uns alle war meine Kusine Toni. Sie war lange in USA gewesen und sprach gutes amerikanisches Englisch. Toni erzählte dem Engländer sofort: „Dort im Keller sind nur Männer ohne Waffen und Frauen und Kinder“. Sie haben sich dann überzeugt. Sie fragten, ob sie etwas zu trinken bekommen könnten; Oh - ja! Man holte diensteifrig sofort Milch, die sie - ausspuckten, da sie sauer war. Toni Kleinhesseling wollte das wieder wettmachen und etwas besseres anbieten. Aus dem Keller holte sie ein Flasche; ein goldgelber Wein offenbar und - der Engländer spuckte abermals. Ja, was war das denn? Es war Rohöl aus Emmerich. Bei den nachfolgenden Getränken mußte Toni immer vorkosten.

Kurz darauf riefen die Engländer alle Männer nach oben. Meine Kusine Toni wagte das garnicht zu übersetzen; zaghaft fragte sie: „Warum denn?“ Der Engländer zeigte nach hinten: „Das Haus brennt; sie sollen löschen“.

Die Deutschen hatten den Kuhstall von Holland her in Brand geschossen. Das Löschen war schwierig, da nicht genug Wasser da war; es klappte jedoch - mit Jauche. Der Engländer berichtete kurz darauf: „Draußen neben der Scheune liegt noch ein deutscher Soldat im Sterben.“ Wir bemühten uns noch um ihn, jedoch vergeblich.

Als die Front sich vom Hahnerfeld hinter die Aa nach Holland hin verlagert hatte, kam Booms nach Kleinhessling. Er wußte mir zu berichten: „Frau Drecker, ou Huis steht noch, blos et ganze Dack es kapott.“ Gott sei Dank! Es hielt mich nun nichts mehr hier; ich mußte zur Stadt in meine Wohnung.

- Und ich hatte Recht. Denn kurz darauf kamen eine ganze Reihe Anholter Familien, die rein garnichts mehr hatten und baten um Quartier. Sie waren bei Booms im Keller gewesen. Es nahmen Quartier: Mineken Wolsing (Alex war noch bei der OT und kam kurze Zeit später), Frau Thönissen mit Sohn Klaus (Karl kam auch etwas später hinzu), Familie Loomann mit Vroni und Hans, Jupp Welbers und Frau (sie schliefen allerdings bei Ehringfeld)‘ Toni‘ Bernhard mit Helmut aus Essen sowie wir selbst zu fünft mit Tante Mia Drecker. Insgesamt waren wir also zu 17 Personen.

Die Waschküche stand für alle zur Verfügung. Es war selbstverständlich, daß jeder seine Wäsche kochen und waschen konnte. Die Waschmaschine war noch da; sie war nicht geklaut worden.

Die „Großfamilie“ in unserem Hause bestand noch lange; sie verkleinerte sich in dem Maße, wie durch Renovierung und Neubau von Häusern Wohnungen frei wurden. Als letzte ist Familie Loomann ausgezogen. Sie zog in das Haus von Finni Renault.

Die vielen Bewohner, die da dicht bei dicht beieinander lebten, haben sich immer sehr gut miteinander vertragen. Es fiel so gut wie kein böses Wort. Die gegenseitige Hilfsbereitschaft ist nicht zu beschreiben.

Im Grunde habe ich die Engländer als sehr korrekt kennengelernt. Hierzu noch ein Beispiel: Karl hatte am Ohr eine böse Entzündung. Die Hausmittel versagten und das Ohr schwoll fürchterlich an. Toni wandte sich wieder an die Engländer. Ein Sani sagte: „Das muß sofort im Lazarett behandelt werden; es ist höchste Zeit!“ Er fuhr dann den Karl selbst ins Lazarett.

Ich bat: „Bitte nicht dort lassen, sondern wieder zurückbringen.“ - „OK“ - Er ist dann noch öfter mit dem Jungen zum Lazarett gefahren. Das Ohr war auch bald wieder gesund. Ich glaube, die Engländer hatten damals schon Penicillin, mit dem sie es behandelt haben.

Inzwischen hatten die Engländer bei Kleinhesseling auf der Diele eine Feldküche eingerichtet. Für die Kinder eine Attraktion; es fiel ja hin und wieder etwas ab dabei. Jedoch, alles was sie bekamen, mußten sie sofort an

Ort und Stelle aufessen; sie durften nichts mit nach draußen nehmen, - selbst nicht für die kranke Oma. Karola hat den Köchen einmal ein Liedchen vorgesungen; es war so ein englischer Slang und handelte von zwei Lausbuben - ein Kinderlied also: Jack and Jill went after hill and fatched a pail of water — oder so ähnlich.

Die Reaktion darauf war überraschend; die Engländer waren zu Tränen gerührt - und revanchierten sich mit viel Schokolade. Das haben wir dann später öfter wiederholt. Die Engländer nannten sie: Unser Schokoladenbaby.ssen wurde. Er erhielt einen Streifschuß an der Hüfte. Was war passiert? - Ein Soldat war im Obergeschoß an der Treppe und hörte ihn aus dem Keller heraufkommen. Das war ihm nicht geheuer und er schoß durch die Holzterappe darauflos. - Es war ein Engländer.

Ein Glücksfall für uns alle war meine Kusine Toni. Sie war lange in USA gewesen und sprach gutes amerikanisches Englisch. Toni erzählte dem Engländer sofort: „Dort im Keller sind nur Männer ohne Waffen und Frauen und Kinder“. Sie haben sich dann überzeugt. Sie fragten, ob sie etwas zu trinken bekommen könnten; Oh - ja! Man holte diensteifrig sofort Milch, die sie - ausspuckten, da sie sauer war. Toni Kleinhesseling wollte das wieder wettmachen und etwas besseres anbieten. Aus dem Keller holte sie ein Flasche; ein goldgelber Wein offenbar und - der Engländer spuckte abermals. Ja, was war das denn? Es war Rohöl aus Emmerich. Bei den nachfolgenden Getränken mußte Toni immer vorkosten.

Kurz darauf riefen die Engländer alle Männer nach oben. Meine Kusine Toni wagte das garnicht zu übersetzen; zaghaft fragte sie: „Warum denn?“ Der Engländer zeigte nach hinten: „Das Haus brennt; sie sollen löschen“. Die Deutschen hatten den Kuhstall von Holland her in Brand geschossen. Das Löschen war schwierig, da nicht genug Wasser da war; es klappte jedoch - mit Jauche. Der Engländer berichtete kurz darauf: „Draußen neben der Scheune liegt noch ein deutscher Soldat im Sterben.“ Wir bemühten uns noch um ihn, jedoch vergeblich.

Als die Front sich vom Hahnerfeld hinter die Aa nach Holland hin verlagert hatte, kam Booms nach Kleinhessling. Er wußte mir zu berichten: „Frau Drecker, ou Huis steht noch, blos et ganze Dack es kapott.“ Gott sei Dank! Es hielt mich nun nichts mehr hier; ich mußte zur Stadt in meine Wohnung.

- Und ich hatte Recht. Denn kurz darauf kamen eine ganze Reihe Anholter Familien, die rein garnichts mehr hatten und baten um Quartier. Sie waren bei Booms im Keller gewesen. Es nahmen Quartier: Mineken Wolsing (Alex war noch bei der OT und kam kurze Zeit später), Frau Thönissen mit Sohn Klaus (Karl kam auch etwas später hinzu), Familie Loomann mit

Vroni und Hans, Jupp Welbers und Frau (sie schliefen allerdings bei Ehringfeld)‘ Toni‘ Bernhard mit Helmut aus Essen sowie wir selbst zu fünft mit Tante Mia Drecker. Insgesamt waren wir also zu 17 Personen.

Die Waschküche stand für alle zur Verfügung. Es war selbstverständlich, daß jeder seine Wäsche kochen und waschen konnte. Die Waschmaschine war noch da; sie war nicht geklaut worden.

Die „Großfamilie“ in unserem Hause bestand noch lange; sie verkleinerte sich in dem Maße, wie durch Renovierung und Neubau von Häusern Wohnungen frei wurden. Als letzte ist Familie Loomann ausgezogen. Sie zog in das Haus von Finni Renault.

Die vielen Bewohner, die da dicht bei dicht beieinander lebten, haben sich immer sehr gut miteinander vertragen. Es fiel so gut wie kein böses Wort. Die gegenseitige Hilfsbereitschaft ist nicht zu beschreiben.

Im Grunde habe ich die Engländer als sehr korrekt kennengelernt. Hierzu noch ein Beispiel: Karl hatte am Ohr eine böse Entzündung. Die Hausmittel versagten und das Ohr schwoll fürchterlich an. Toni wandte sich wieder an die Engländer. Ein Sani sagte: „Das muß sofort im Lazarett behandelt werden; es ist höchste Zeit!“ Er fuhr dann den Karl selbst ins Lazarett.

Ich bat: „Bitte nicht dort lassen, sondern wieder zurückbringen.“ - „OK“ - Er ist dann noch öfter mit dem Jungen zum Lazarett gefahren. Das Ohr war auch bald wieder gesund. Ich glaube, die Engländer hatten damals schon Penicillin, mit dem sie es behandelt haben.

Inzwischen hatten die Engländer bei Kleinhesseling auf der Diele eine Feldküche eingerichtet. Für die Kinder eine Attraktion; es fiel ja hin und wieder etwas ab dabei. Jedoch, alles was sie bekamen, mußten sie sofort an Ort und Stelle aufessen; sie durften nichts mit nach draußen nehmen, - selbst nicht für die kranke Oma. Karola hat den Köchen einmal ein Liedchen vorgesungen; es war so ein englischer Slang und handelte von zwei Lausbuben - ein Kinderlied also: Jack and Jill went after hill and fatched a pail of water — oder so ähnlich.

Die Reaktion darauf war überraschend; die Engländer waren zu Tränen gerührt - und revanchierten sich mit viel Schokolade. Das haben wir dann später öfter wiederholt. Die Engländer nannten sie: Unser Schokoladenbaby.

Wie schon einmal erwähnt, bestand die „Bezahlung“ für die wochenlange Unterkunft und Versorgung auf dem Hof in gegenseitiger Hilfsbereitschaft. Wir blieben noch bis ca. 3 Wochen nach Ostern auf dem Hof. Auf meine verlegene Frage an Toni Kleinhesseling, wie wir denn unsere Schuld wohl

bezahlen könnten, reagierte sie fast verärgert: „Betalen, betalen, we praot denn doröver?“ - Ich war ein bißchen beschämt.

Bei der Ankündigung des Niemandlandes und der bevorstehenden Räumung des Hofes fragte Toni dann einmal: „Könnt ihr uns dabei helfen?“ - Wir konnten, konnten wir dadurch ja auch ein Stückchen Wiedergutmachung leisten. Mein Vetter Bernhard Verhülsdonck half auch mit. Er war vorher bei Krupp dienstverpflichtet und kam kurz „vor der Front“ mit dem Fahrrad über Borken nach Anholt. Er hat dann aus dem herumliegenden Holz Kisten gezimmert für den Abtransport. Alle Sachen wurden nach Steinhoff gebracht, auch das Vieh. Die Gänse haben wir zweimal hinüberfahren müssen. Nach dem ersten Transport kamen sie am anderen Morgen laut schnatternd im Gänsemarsch wieder zurück.

Als wir zum Schluß noch einmal durch das leere Haus gingen, bemerkte ich in der großen Küche zwischen den beiden Fenstern noch das schöne Kruzifix. Als einziger Wandschmuck hing das Kreuz dort in dem kahlen Raum. Ich zu Lena: „Das habt ihr vergessen?“ Sie darauf: „Nä, nä, onsen Leewen Heer blev hier; denn paßt op het huis op!“ - und - Er hat wohl aufgepaßt. Nach der Rückkehr war das Kreuz allerdings verschwunden. Ein bemerkenswertes Beispiel von Gewissenlosigkeit.

Als wir uns dann in der Kirchstraße unsere Wohnung soweit wieder hergerichtet hatten, kam einmal Dr zur Hausen vorbei. Er sagte: „Frau Drecker, wir haben ja auch alles verloren; das Haus ausgebrannt bis in den Keller. Silber, Gläser, Kristallsachen‘ alles haben wir an Klumpen wiedergefunden. Aber besser alles verbrannt, als - geplündert. Frau Drecker, sie glauben nicht, was bei Ihnen geplündert wurde.“

Die Schäden durch Plünderung konnten bei einer Stelle in Hamburg angemeldet werden. Wir haben einen solchen Antrag gestellt jedoch nie wieder etwas davon gehört. - Ja, es darf hier gesagt werden: Es waren auch einige Anholter beim Klauen darunter

Das Haus war durch die Sprengung der Kirchtürme stark in Mitleidenschaft gezogen. Wir deckten zuerst das Dach; Hein Vogel, der Bruder von Guste aus dem Krankenhaus, hat, wo erforderlich, neue Sparren eingesetzt. Hans Loomann und noch andere haben fleißig geholfen. Die fehlenden Dachpfannen durften wir uns von einer Bauernscheune holen; Bürgermeister Harling hatte uns den Hinweis gegeben.

Beim Aufräumen versorgte uns ab und zu Schwester Ignatiana mit einer kräftigen Suppe. Sie reichte sie uns durch das Fensterchen zum Krankenhaushof, über das wir ständige „Verbindung“ nach dorthin hatten.

Agnes Lensing geb. Testroet

Am Donnerstag, den 22. 3., als zum zweiten Mal die Bomben fielen, waren unser holländischer Geselle Jan Schepers' meine Schwester Maria und ich allein in der Backstube. Nach dem Tode von Gerhard Onstein hatte Jan in der Bäckerei das Regiment. Soweit erforderlich halfen wir ihm bei der Arbeit. Wir hatten an diesem Tage das Schwarzbrot aus dem Ofen gezogen, als es losging. Das Brot wurde mehr an die Kunden verteilt als verkauft. Wir beabsichtigten dann, den Leiterwagen zu packen und zum Elternhaus Kleinhesseling - Hahnerfeld zu flüchten, wo sich meine Mutter bereits befand. Jemand aus der Bauernschaft hatte sie, die kurz vorher von einem Oberschenkelhalsbruch genesen war, mit der Pferdekarre geholt. Jan Schepers war zwar dienstverpflichtet, gehörte aber gleichsam zur Familie. Wie er hörte, daß wir zum Hahnerfeld flüchten wollten, meinte er: „Ej bönt ömmer anständig to mijn gewäst, eck maak ou en Vöörslag: Komm met mijn nao Ulft. Daor passiert ou neks“.

Wir nahmen den Vorschlag an, beluden den Leiterwagen mit Lebensmitteln, setzten den kleinen Erich darauf und zogen via Regniet nach Ulft. Für die Mutter bei Kleinhesseling hinterließen wir bei Frau Feil, die beim Roten Kreuz sehr aktiv tätig war, eine entsprechende Nachricht.

In Ulft organisierte Jan sofort 3 Pferdefuhrwerke' die nach Anholt fahren sollten, um noch weitere Lebensmittel und Hausrat zu holen. Die Wagenaktion war jedoch vergeblich; es ist wegen des Artilleriefeuers keiner nach Anholt durchgekommen. Dafür wurde es noch einmal mit dem Handwagen versucht; Jan und ich haben es über die Regniet geschafft. Der Weg nach Anholt war fürchterlich: Dauernd die Angriffe aus der Luft, das Feuer der Artillerie von allen Seiten, das tote Vieh, das überall herumlag - es war entsetzlich. Wir beluden dann den Leiterwagen noch mit Kinderwäsche weiteren Lebensmitteln und Wertsachen und kamen auch heil wieder in Ulft an.

Ulft wurde nicht beschossen; der Beschuß von Anholt war jedoch deutlich zu hören. Ich erinnere mich noch gut an den Samstag vor unserer Flucht (17. 3.) als Emmerich bombardiert wurde, und von dem Feuersturm bei Westwind die angekohlten Rechnungen durch die Luft flogen und über Anholt niedergingen.

In der Woche nach Ostern, am 3. oder 4. 3. sind wir dann von Ulft wieder nach Anholt zurückgekehrt. Das Wohnhaus war völlig niedergebrannt. Alles rundherum lag in Trümmern, nur das alleinstehende Hintergebäude

mit der Backstube war noch intakt. Da der Betrieb unseres Nachbarn Heinrich Jansen total zerstört war, begann dieser sofort in unserer Backstube mit der Bäckerei. Was es an Schrot oder Mehl gab, wurde zu Brot verbacken; später gab es dann das gelbe Brot aus Maismehl. Der neben der Backstube liegende Lagerraum wurde zum „Laden“ umgebaut. Er konnte über einen Pfad durch den Schutt an der Synagoge vorbei von der Niederstraße her erreicht werden. Die Brotversorgung der Anholterbevölkerung wurde von Heinrich Jansen solange beibehalten bis mein Bruder Willi im Juni 45 aus der amerikanischen Gefangenschaft heimkehrte. Heinrich Jansen hat daraufhin seinen eigenen Backofen wieder angeheizt; er hatte sich inzwischen einen provisorischen Backraum davor fertiggestellt.

Ich holte am Mittwoch, den 4. 4. meine Mutter von Kleinhesseling. Wir zogen alle zusammen in meine Wohnung im Obergeschoß der Sparkasse, die noch weitgehend in Ordnung war

Heinz Gasselder

Die Bunker im Wall

In Vorbereitung der Front die immer näher rückte, hatten die Anholter wie überall üblich - Unterstände und Bunker errichtet. So wurden denn auch im Stadtwall insgesamt 4 solcher Schutzräume gebaut. Darüber hinaus wurde noch der sogenannte Eiskeller unter dem Kriegerdenkmal oder zumindest der ausgemauerte Zugang dorthin - von einigen Menschen als Zufluchtort genutzt.

Der erste Bunker lag vorn am Wall - beginnend am Aufgang am Zutor - hinter dem Hause Kempkes. Der zweite lag ca. 20 m weiter hinter der Schreinerei Wicking. Beide Bunker waren relativ klein; sie bestanden aus vorgefertigten Rundholzwänden, die in die Wallböschung eingelassen wurden (siehe hierzu Bericht von Fr Kempkes). Sie boten Schutz für ca. 10 bis 15 Personen.

Der dritte Bunker lag hinter dem Haus Anstreicher Jansen. Dieser Bunker wurde bergmännisch von den Schanzern errichtet, von denen bekanntlich ein Teil entsprechende Bergbau-Fachkenntnisse besaß. Sie trieben einen Stollen quer in den Wall hinein und mitten unter der Dammkrone einen gleichen in Längsrichtung, etwa 10 bis 15 m lang. Dieser Bunker soll etwa 40 bis 50 Personen Schutz geboten haben.

Dieser Stollenbunker war von der Innenstadt aus erreichbar durch die „Wänd“ zwischen Hoffmann und Zollkommissariat einerseits und dem Durchgang zwischen Jansen und Haves (jetzt Heister) andererseits. Es gab zwar zwischen den Häusern am Eiermarkt noch mehr Durchgänge, jedoch endeten diese an der Stadtmauer, die den großen fürstlichen Garten am Wall begrenzte. Der Garten wurde vom Zollkommissar genutzt.

Der vierte Bunker lag hinter dem Anwesen der evangelischen Kirche und zwar in Höhe des früheren KinosaaIs (jetzt Lagerraum) von Wolsing. Er war über einen Weg hinter dem Saal erreichbar für alle Anwohner der jetzigen Adolf-Donders-Allee. Auch dieser Bunker war bergmännisch in den Wall getrieben und in etwa so groß wie der oben genannte.

Ein fünfte Zufluchtstätte bot der Stolleneingang zum „Eiskeller“. Auch hierhin flüchteten die Anholter in ihrer Not wie uns Louis Venhorst berichtet. In diesem Zusammenhang ist noch zum Thema „Jede Stadt eine Festung“ bemerkenswert, daß auf der Wallkrone zwischen dem Aufgang bei ten Hagen und bis zum Knick hinter Wickering ein Schützengraben ausgehoben worden war. Die Lage war strategisch nicht ungünstig, konnte man doch von hier aus die Vehlinger- und Gendringer Straße einsehen und unter Feuer nehmen.

Weiterhin wurde in der Einmündung der Niederstraße in den Eiermarkt vor dem Eckhaus Wolsing ein mit Beton beladener Waggon so auf Schienen gestellt, daß man ihn gegen ein Widerlager im Durchgang zwischen Wehmeyer und Onstein ablaufen lassen konnte. Damit sollte der Zugang zur Stadt gesperrt werden. Es ist jedoch nicht mehr soweit gekommen, denn die Panzer nahmen einen anderen Weg, nämlich den über den Mühlenberg.

Aus dem Schloß

Hermine Schlüter

Zum Volmeringshof - Regniet war in jenen Tagen vor Palmsonntag 1945 auch für kurze Zeit Pater Steinhäuser geflüchtet. Der Pater gehörte wohl zu den „Mutigen“. denn ihm oblag die geistliche Betreuung der Bewohner des Schlosses. Trotz der permanenten Gefahr pendelte er oft zwischen Regniet und Schloß. Das Lazarett war nach dem ersten Bombardement aufgelöst und nach Millingen verlagert worden.

Auf dem Schloß lebten allein Ihre Kaiserliche Hoheit und die Fürstin mit den vier Kindern - Alfred war mit dem ersten Bombenwurf umgekommen - und einige Bedienstete. Pater Steinhäuser war die Nächte über auf dem

Schloß, während des Tages war er meist außerhalb. Über die zerstörte Brücke am Haupteingang war der Zugang zum Schloß über eine Bohle ermöglicht worden. (Anm. Der Schloßteich war zwar nach Angabe anderer Zeitzeugen leergelaufen, jedoch war das Teichbett so morastig, daß ein Überqueren kaum möglich war)

Der Pater ist bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu uns gekommen. Nach einigen Tagen berichtete er von dem katastrophalen Mangel an Nahrungsmitteln im Schloß. Die Menschen hungerten dort regelrecht. Es gäbe fast nur nahezu Ungenießbares‘ - Kohl, nur in Wasser gekocht, ohne Geschmack als Beispiel. Es wurde daraufhin fast täglich auf der Regniet Eßbares für Pater Steinhäuser bereitgestellt zumal Fleisch von Tieren, die der Krieg ohnehin „schlachtete“, oder Lebensmittel, soweit man sie entbehren konnte. Der Pater hat die Lebensmittel zum Schloß gebracht alle paar Tage. Nach Ostern kam die Kaiserliche Hoheit persönlich zur Regniet nach Volmering und hat sich für die Hilfe in der Hungersnot bedankt.

Carl Stapelbroek

In den aufregenden eineinhalb Wochen vor Ostern 45 kam ich in Anholt eigentlich so überall hin, wo Hilfe nötig war. Häufig war ich auch in der Stadt im Bunker von Ditters, der neben der Werkstatt von Karl Ditters gebaut worden war. Bei einem der ersten Besuche erfuhr ich dort vom Abzug des Lazarets und der Not, der die fürstliche Familie und die wenigen Bediensteten im Schloß ausgeliefert waren. Man hatte während der Lazarettzeit offenbar alle Lebensmittelvorräte aufgebraucht. Jupp Ditters war auch der Meinung, daß da sofort geholfen werden mußte. Lebensmittel - darum ging es! Woher nehmen? Man ging zu Hein Onstein, der dürfte noch wohl davon haben. Gesagt, getan - wir beide gingen also hin und fanden eine Gruppe randalierender Polen und Russen vor dem Geschäft, die sich versorgten. Wir haben uns noch mit ihnen angelegt und es tatsächlich geschafft, daß sie sich wieder von dannen trollten.

Als sie fort waren, kam auch Hein zum Vorschein. Er hatte alles vom Lager aus beobachtet, das sich schräg gegenüber (zwischen Wolsing und August Visser) befand. Unter seiner Aufsicht beluden wir einen Handwagen und fuhren damit zu Ditters Bunker

Später bin ich noch ein paarmal nach dorthin marschiert - Hein war nicht mehr zu sehen - und habe jeweils, wie viele Anholter, eine Karre voll geholt, diesmal aus dem Lager, das noch sehr gut sortiert war. Vieles haben

wir auch zum Bunker bei Wolsing und zur Mühle gebracht, wo auch der Hunger groß war. Das nächste Problem war: Wie jetzt die Sachen zum Schloß bringen, wo doch die Brücke zerstört war. Die Nordbrücke zum Park hin war zwar noch erhalten, jedoch dauernd hochgezogen. Es lag jedoch über den Trümmern der Hauptbrücke ein Steg über den ich balancieren konnte, - mit den Lebensmitteln unter dem Arm, und der Milchkanne in der Hand.

Beim zweiten oder dritten Mal bat Ihre Kaiserliche Hoheit: „Schauen sie doch bitte mal nach dem Grab von Atti vor dem Dicken Turm; dort flattert immer was“. Ich erfuhr so erst von der Grabstelle und schaute nach. Das Grab war durch nahe Artillerietreffer halb aufgedeckt worden. Auch war die Vitrine, in die man den Toten gelegt hatte, wegen des Efeuwurzelwerks nicht tief genug im Boden. Ich fand in der Schreinerei das nötige Werkzeug und habe den Sarg neu zugedeckt.

Wenig später wurde ich gebeten, doch auch die Toten, die in der Wagenremise zusammengetragen worden waren, zu beerdigen. Ich ging hin und war entsetzt. Dort lagen sie alle in der Reihe, die Toten des ersten Bombardements und die fremden Verstorbenen aus der Lazarettzeit: 16 an der Zahl. Sie lagen „aufgebahrt“ in einer dicken Schicht Kalk. Ob mir jemand und wer mir dabei geholfen hat kann ich nicht mehr sagen. Ich suchte und fand einen geeigneten Platz im Park an der Nordostecke des Schlosses, wo sich ein Splitterschutzgraben befand. Die Toten wurden nach dorthin transportiert. Alle wurden dann später exhumiert und auf dem Anholter Soldatenfriedhof oder sonstwo beigesetzt.

Drei Zeitzeuginnen vom Schloß

(Mit freundlicher Genehmigung zur Veröffentlichung freigegeben von I.D. Fürstin Ida zu Saim -Salm)

Das Drama in der Stadt begann mit der Luftmine⁴ die am 21. 3. 45 neben Willings Haus fiel. Es muß wohl eine sehr schwere Bombe gewesen sein. Sie fiel etwa dort wo Karl Ditters sein Wohnhaus gebaut hatte. Sie hinterließ einen riesigen Krater; er wurde später verfüllt mit einem großen Teil des Schutts, der von der Kirche abgefahren wurde. Von dem Druck der Explosion fielen denn auch die benachbarten Häuser von Willing und Evers zusammen.

Der Munitionswagen, der vor dem Hause Willing explodierte, gehörte wohl

zu einem Konvoi von Munitionsautos der zurückflutenden Truppen. Eine Bombe fiel dabei vor dem Schloß und tötete die 3 Jungen, von denen später noch die Rede sein wird.

Das Drama auf dem Schloß begann jedoch bereits mit dem Bombenreihenwurf vom 21. 2., wo die letzte der Bomben den Pavillon neben der Wache traf und diesen (und auch wohl einen Teil der Hauptbrücke) zerstörte. Danach sind wir immer alle in den Keller gegangen, und zwar in den großen Keller, der sich links von der Küche auf der Nordseite bis zum Erker hin erstreckt. Diese Erkerecke erhielt später auch noch einen Artillerietreffer, als wir im Keller saßen. Die Gebäudeecke war weg und das Erkertürmchen wurde später mit Balken abgestützt.

Zu dieser Zeit waren noch Soldaten auf dem Schloß. Sie rückten aber bald ab und das Lazarett wurde eingerichtet. Operationssaal war der Salon, jetzt im Museum der Raum mit den Marmorfliesen rechts von der Treppe. Das Schloß war gekennzeichnet mit drei großen roten Kreuzen auf dem Dach. Die Verhältnisse im Lazarett waren zeitweise grauenhaft. Ständig kamen und gingen die Verwundetentransporte. Ewig lag ein Schreien und Stöhnen in der Luft und der Sanitäter war ständig damit beschäftigt, den Armen Beruhigungsspritzen zu geben. Es wurde viel amputiert und die Relikte der Amputationen fanden wir später im Heizungskeller, zusammen mit den blutigen Verbänden und Laken. Die Toten lagen in der Wagenremise.

Nachdem die Luftmine bei Willing gefallen war, wurde noch in der folgenden Nacht das Lazarett verlegt. Es war ein großer Transport mit vielen Wagen. Das Schloß war damit - bis auf die fürstliche Familie und das Personal - leer, d. h. ein paar Soldaten waren auch noch da; sie hatten sich im Heizungskeller versteckt und ergaben sich später. Sie hatten sich ca. eine Woche dort aufgehalten und waren psychisch entsprechend am Ende.

Die letzte Bombe des Reihenwurfs am 21. 3. traf wohl in etwa die Rampe auf dem halben Weg zur Schloßeinfahrt. An diesem sonnigen Tag unternahm Erbprinz Alfred (Atti) mit drei Freunden, Karl-Heinz Zimmermann, Heinz Langenberg - er war aus Goch nach Anholt evakuiert worden - und noch einem vierten, der uns unbekannt ist, eine Bootsfahrt auf dem Schloßteich. Was sich im einzelnen abgespielt hat ist uns nicht bekannt, das Durcheinander war zu groß. Zimmermann war sofort tot, Erbprinz Alfred war am Bein schwer verwundet und wurde sofort ins Schloß in den Keller hereingetragen. Der Lazarettarzt stellte fest daß das Bein derart zersplittert sei, daß ihn nur noch ein Amputation retten könne. Diese wurde dann vorgenommen, jedoch der Blutverlust war zu groß; er starb, obschon seine Großmutter, Ihre Kaiserliche Hoheit noch Blut

gespendet hat. Heinz Langenberg war gleichfalls schwer verletzt. Er starb mittags 12.30 Uhr Der vierte Freund ist unverletzt davongekommen.

Der Erbprinz wurde in der Kapelle aufgebahrt. Später hat man hat ihn vor dem Dicken Turm am Treppchen bestattet. Kurz nach Kriegsende kam der Fürst - noch in Uniform - mit zwei englischen Offizieren in einem Jeep für ein paar Stunden zum Schloß. Sein erster Ruf war: „Lebt hier noch jemand?“ Die fürstliche Familie entschied dann, daß ihr Sohn hinter dem Schloß im Rondell des Parks vorerst bestattet werden sollte. Carl Stapelbroek hat ihn mit noch einem Helfer nach dorthin zu Grabe getragen. Pater Steinhäuser der sich sehr um die geistliche Betreuung der Schloßbewohner verdient machte, hat die Einsegnung vorgenommen.

Das schwere Bombardement am 26. 3. ist uns allen noch sehr gut in Erinnerung. Einige Bomben fielen in den Schloßteich zwischen Insel (jetzigem Rosengarten) und Schloß. Die Explosion im Wasser bzw. im Schlamm bewirkte eine Druckwelle, die das ganze Gebäude sich langsam heben und senken ließ. Es muß wohl der Fundamentkonstruktion mit den Pfahlrosten zuzuschreiben sein, daß so etwas möglich war. Man merkte das im Keller, wie man selbst angehoben wurde; die Angst, jetzt bricht alles über uns zusammen, war fürchterlich.

Als Anholt brannte, kam auch Bernd Baumann mit seiner Frau und Tochter Agnes bei schwerstem Artilleriebeschuß zum Schloß. Er kam von der Regniet. Seine Frau, die nicht mehr gehen konnte, zog er in einem Fahrradwägelchen hinter sich her. Es ist ein Rätsel, wie er ohne Schaden diesen Weg geschafft hat. Er kam, wie fast alle damals, durch Thuilots Garten und durch den Park. Unbegreiflich, wie er allein den Weg über die Bohlen der Notbrücke geschafft hat.

In dem Haus neben der Turbine war die Wäscherei des Schlosses. Dort hatten die deutschen Soldaten eine Entlausungsstation eingerichtet. Im Zugang zum Schloß war rechter Hand ein Bunker gegraben worden, als Schutzgelegenheit für alle, die auf dem Weg vom und zum Schloß waren. Im wesentlichen waren die Soldaten darin. Der Bunker hat noch lange dort bestanden. Bei einem heftigen Artillerieangriff, der auch die Häuser „hinter dem Nepomuk“ traf, rannten die Soldaten - weitgehend unbekleidet - aus dem Entlausungsraum zum Bunker. Auf dem Wege dorthin wurden sie von der Artillerie eingedeckt. Es gab in diesem Augenblick sehr viele Verwundete und Tote.

Beim Beginn des Artilleriefeuers auf das Schloß und seine Umgebung gerieten die Pferde auf der Predoux in Panik. Sie stürmten zum Schloß. Im

Einfahrtstor - so erzählt eine der Zeuginnen - kamen sie meiner Schwester entgegengerannt, die gerade mit ihren zwei Kindern vom Schloß zum Bunker wollte. Sie warf sich und die Kinder hin; die Pferde in wilder Jagd über sie her. Ein Wunder, daß ihnen allen nichts passiert ist.

Die Tage des Großangriffs, des permanenten Artilleriebeschusses, der Bomben und der Brände waren das Schlimmste; es war, als wenn die Welt untergehen sollte. Über Tag war es regelrecht dunkel; man sah vor lauter Rauch und Qualm die Sonne nicht mehr. Und nachts, da standen oft die „Christbäume“ über dem Schloß.

Die Verpflegung der Schloßbewohner war in der letzten Woche vor Ostern sehr schlecht. Was nach der Lazarettbesetzung noch an Lebensmitteln geblieben war, war völlig unzureichend. Es wurde gekocht, so gut es ging; wir wurden zu Künstlern, die immer wieder versuchten, praktisch aus nichts etwas zu machen. Gekocht wurde auch nur bei Dunkelheit; wir durften ja über Tag kein Feuer machen, da der Engländer sofort schoß, wenn irgendwo aus einem Kamin Rauch austrat.

Aus der Gärtnerei haben wir fast täglich Salat geholt. Die Treibhäuser waren zertört und so mußten wir aufpassen mit dem Glas. Wir schüttelten die Salatköpfe, damit die Splitter herausfielen. Der Gärtner aus Bocholt wurde bereits nach dem ersten Angriff, bei dem auch der Erbprinz ums Leben kam, tot im Garten aufgefunden. Er hatte uns vorher noch ermahnt: „Man muß immer ins Freie rennen, wenn geschossen wird; nur nicht im Hause bleiben!“

„Nach der Front“ haben wir noch oft dort von dem Salat geholt. Es ging dann auch schon besser mit dem Entfernen der Splitter, nachdem wir Wasser hatten. Franz Vallee hatte eine der zwei Wasserpumpen wieder in Gang gebracht. Bei der Reparatur der zweiten Pumpe haben sogar die Engländer geholfen.

Als praktisch fast nichts Eßbares mehr da war, kam Hilfe aus der Stadt. Eines morgens tauchten Jupp Ditters und Carl Stapelbroek auf und brachten Lebensmittel. In Anbetracht der großen Not wurde danach fast täglich etwas gebracht. Auch Pater Steinhäuser ging täglich heraus, Nahrung zu organisieren. Das alles — wie man sich vorstellen kann unter Gefahr für Leib und Leben.

Schließlich war es dann doch soweit. Die Engländer rückten an. Sie kamen in einer langen Reihe mit Panzern von der weißen Brücke her. Hier hatten die Pioniere eine neue Brücke über die Issel gelegt; die ersten Panzer stellten sich auf dem Schloßdeich auf und machten Anstalten, auf das Schloß zu

schießen. Man konnte das ja alles vom Keller aus durch eine Schießscharte beobachten. Es war schrecklich; im Keller wurde nur noch gebetet. Als einzige Männer waren Gastecki, Seidel und Franz Vallee zugegen; Pater Steinhäuser und Bernd Baumann kamen erst später noch hinzu.

In dieser Not — die ersten Granaten schlugen bereits direkt über unserem Keller ein — bat Frau Fürstin Herrn Seidel, ein weißes Tuch an einen Stock zu binden und aus der Schießscharte herauszustecken. — Die Wirkung trat sofort ein: Als wenn die Engländer darauf gewartet hätten; sie stellten den Beschuß umgehend ein.

Zu welcher Stunde der erste Engländer das Schloß betrat, wissen wir nicht. Er „betrat“ unseren Keller jedoch auf eine ungewöhnliche Art: Im kleinen Hof lag aufgetürmt der Schutt lediglich eine Türe — zum ehemaligen Weinkeller — war in der oberen Hälfte nicht zugeschüttet. Er ist also auf diese Türe zugekrochen und hat sie wohl öffnen können; auf jeden Fall, er zwängte sich hindurch und — rutschte vor unsere Füße. Sein erstes Wort: „You live?

— It is impossible!“ Dann kamen die Fragen: Männer, Soldaten, Waffen, — sogar nach der Parteizugehörigkeit fragte er schon. Kurz darauf kamen noch weitere Engländer hinzu.

Es wurde uns jedoch gesagt, wir dürften den Keller nicht verlassen. Was oben geschah, sahen und hörten wir erst späten Drei Tage hätten sie das Schloß zur Plünderung freigegeben. Was man nicht wegschaffte, wurde unbrauchbar gemacht. Es wurde mit einer braunen Flüssigkeit übergossen. Wie wir erst später erfuhren, sollte das eine Art von Desinfektionsmittel sein gegen ansteckende Krankheiten; vor diesen hatten die Engländer eine riesige Furcht. Mit LKW's haben sie alles mögliche abtransportiert. Dann kam die Verordnung: Plündern bei Todesstrafe verboten! Überall hingen die Plakate. Da wurde es besser.

An Karfreitag hat der Pater dann die erste Hl. Messe gefeiert. Die konsekrierten Hostien hatte er bereits vorher aus der St. Pankratiuskirche geholt und auf dem Schloß im Tresor aufbewahrt. Auch einige Engländer nahmen daran teil.

Nach Ostern fing man an, wieder an die notwendigsten Arbeiten heranzugehen. Es mußte z.B. unbedingt gewaschen werden. Aber wie? Als sich der Schloßteich langsam mit Wasser wieder zu füllen begann, machten wir die erste Wäsche. Bis zum Bauch stand ich dann im Wasser, um die Sachen nachzuspülen, erinnert sich eine der Zeuginnen. Die Seife stellten uns übrigens die Engländer zur Verfügung.

Später, so berichtet sie weiter, haben wir von den Engländern einen

Manteltopf aus dem Pferdestall erhalten. Vallee hat ein Ofenrohr zum Fenster hinaus gesteckt. Das war dann bereits richtig komfortabel. Wir hatten jedoch nichts zum Heizen; die Schreinerei war abgebrannt. Wir Frauen haben uns einen Sägebock gezimmert und selbst Holz klein gesägt. Die Engländer lieferten, wie immer, die Kernseife. Als Waschbrett diente ein Stück von einem Schrank. Im Schloßteich wurde nachgespült.

Nach und nach wurden die ersten Zimmer notdürftig wieder hergerichtet, in die dann die fürstliche Familie und dann auch wir einzogen. Der Auszug aus dem Keller begann allerdings erst nach dem 18. 4. vorher durften wir nicht. Ihre Kaiserliche Hoheit regelte das alles. Als der letzte Kellerbewohner auszog, war wieder ein Kriegskapitel abgeschlossen.

In den ersten Tagen „nach der Front“ - so erinnert sich eine der Zeuginnen - sickerte das Gerücht durch, bei Heinrich Onstein gäbe es Lebensmittel. Ihre Kaiserliche Hoheit rief mich und gab mir den Auftrag bei Hein Onstein Lebensmittel zu holen; mit einer Bekannten machte ich mich, ausgerüstet mit einem Bettbezug, auf den Weg. Wir hatten eine Stunde Zeit - länger durfte niemand das Schloß verlassen. Die Engländer wachten darüber.

Bei Onstein sahen wir viele Anholter, die sich auch verproviantierten; nicht immer fachgerecht, denn vieles lag auf dem Boden und wurde zertreten. Hein Onstein war nicht da. Wir packten auch eine Menge ein und zogen, bepackt wie Nikolaus, zum Schloß zurück, immer hinter der Absperrung her, an der Schloßgartenseite. Auf dem Schloßdeich fuhren ja die LKW's und Panzer Beim Nepomuk mußten wir über die Straße und konnten nicht. Wir wurden von den Soldaten ausgelacht, wie wir da standen mit unserem Sack. Zudem war auch noch die genehmigte Stunde abgelaufen und wir waren in höchster Not. Wir haben es aber dann doch noch geschafft.

Die Engländer hatten im Parterre des Dicken Turms ihr „Kasino“. Das heißt, alles was an Polstern und Möbeln zur Gemütlichkeit beitrug, wurde dorthin getragen. Jedesmal, wenn wir kamen, wunderten wir uns, denn sie legten ihre Beine und Füße grundsätzlich auf Tische und Polster. Das war neu für uns; aber jemand meinte einmal: Das soll sehr gesund sein!

Die Kinder, die auf dem Schloß waren, hatten bei den Engländern einen Stein im Brett. Pater Steinhäuser hatte sie instruiert: „Ihr müßt sagen: plies, plies schokollied - Xänk ju werri matsch“. Das klappte nahezu immer. Es gab auch dann den ersten Nescafe, wir kannten ihn ja nicht. Die Büchsen - auch solche mit Tee - lagen oft herum, vor allem im Pferdestall. Wir probierten alles und ließen nichts verkommen. Schlimm war es auch nach Ostern mit den überall herumvagabundierenden Russen. Ein größeres Lager, das aufgelöst worden war, befand sich ja zwischen der „Runden

Bank“ und dem Gut Schlüssen auf der rechten Seite des Weges. Man sah sie häufig unter den Rhododendron-Büschen liegen und das Schloß beobachten. In dieser Situation beabsichtigten die Engländer gegen Ende des Krieges, das Schloß zu räumen. Die Besatzung bestand nur noch aus einer kleinen Mannschaft mit einem hohen Offizier. Es war Frau Fürstin, die die Gefahr erkannte und den Offizier inständig bat doch dafür Sorge zu tragen, daß eine neue Besatzung ins Schloß gelegt werden sollte. Die Bitte war nicht vergeblich; nach Abzug der Engländer kam sofort eine Gruppe Belgier.

Eine der Zeuginnen erinnert sich, daß sie nach der Geburt ihrer Tochter eine zeitlang im Hause Wielens gegenüber dem jetzigen Eingang zur Schweiz wohnte. Ein Engländer kam und bat ihm die Wäsche zu waschen. Er bot sich auch an, zu helfen und evtl. Warningschüsse abzugeben, wenn wir von Polen oder Russen belästigt werden sollten. Er patrouillierte wohl immer in der Schweiz. Wir sollten nur laut mit Deckeln klappern. Dazu ist es jedoch nicht gekommen. Es wurde sozusagen eine gute Beziehung; kam regelmäßig und brachte außer der Seife noch Kaffee, Biskuits, usw. und immer wieder die lang entbehrte Schokolade.

Bemerkenswert ist noch im Zusammenhang mit der Beschießung des Schlosses folgendes: Ein englischer Offizier erwähnte im Rahmen eines Gespräches später einmal, daß es wohl ein besonderes Glück gewesen sein müsse, daß das Schloß nicht in Brand geraten sei. Sie, die Engländer, hätten auf jeden Fall damals alles daran gesetzt, durch Artillerie einen Brand auszulösen; aber sie wären schier verzweifelt; was sie sonst immer leicht erreicht hätten, - hier am Schloß hätte es einfach nicht brennen wollen.

Frau Fürstin wußte den Grund und hat das „Geheimnis“ verraten: Gegen Mitte des Krieges kam damals eine Abordnung vom Reichsministerium für Denkmalschutz, das Hermann Göring unterstand. Da das Schloß „denkmalwürdig“ sei, mußten - auf allerhöchsten Befehl - entsprechende Schutzvorkehrungen getroffen werden. Man hat daraufhin damals das Holzwerk des gesamten Dachstuhls des Schlosses sehr gründlich gegen Brand imprägniert.

Die Situation auf dem Schloß normalisierte sich - wenn man diesen Ausdruck überhaupt verwenden will nur langsam. Zimmer und Räume wurden nach und nach bezugsfertig gemacht, das heißt, es regnete nicht mehr durch die Decke, die Fenster waren dicht - auch die Löcher in den Wänden - und die Zimmer waren gereinigt, soweit das bei dem Kalkstaub, der allem anhaftete, möglich war

Gendringer Straße

Franz Brömmling

Am 22. 3. sind gegen 18 Uhr nicht nur auf Mühlenberg, Niederstraße und Eiermarkt, sondern auch noch hier in der Gendringer Straße Bomben gefallen. Die Abwürfe erfolgten jeweils im Abstand von wenigen Minuten jeweils in unterschiedlichen Serien und Richtungen. Eine fiel hinter dem Haus von Loyen/Tenk, eine zweite in den Hof von Legeland, eine dritte vor Messerschmied Schmeink in den Stadtgraben, eine vierte auf unser Haus, wodurch auch gleichzeitig der benachbarte „Kaisersaal“ zerstört wurde. Die Bombe im Stadtgraben hatte einen Zeitzünder und ist gegen 19 Uhr abends hochgegangen. Es gab noch mehr Bomben mit Zeitzündern - meiner Erinnerung nach noch 4 bis 5, die alle ca. 1 Stunde nach dem Abwurf explodierte. Wie gesagt eine Bombe fiel auf unser Haus, wodurch wir heimatlos wurden. Wir waren schon seit längerem bei Fliegeralarm immer zu Loyen/Tenk gegangen, da dieses Haus Betondecken hatte und die Kellerdecke einen bunkerähnlichen Eindruck machte. Nach der ersten Abwurfserie, die den Mühlenberg traf, sind wir sofort zu Tenk in den Keller gerannt. Dort vermißten wir Oma. Als wir sie nach der Entwarnung wiedersahen, erzählte sie uns die schier unglaubliche Geschichte, sie hätte gesehen, wie das Haus zusammengestürzt sei. Und das kam so: Als die ersten Bomben fielen, flüchtete Oma in den „Unterstand“. Dieser war eine Art Splitterschutzloch und stammte von Opa. Es war sein „Einsatzort“ als Luftschutzwart. Von dort aus „drehte er seine Runden“, um zu sehen, ob noch alles in Ordnung war. Vom Unterstand aus, der neben dem Stall lag (also jetzt neben unserem Haus), konnte man zurück aufs Haus schauen. Oma hat das denn wohl getan und was sie sah, muß ihr wohl den Atem benommen haben: Sie sah, wie das Haus mit dem Dach sich auf einmal hob und dann „ganz langsam“ - wie sie ausdrücklich betonte - zusammenfiel. Es dürfte gestimmt haben, was sie sagte, denn bei den späteren Aufräumarbeiten fanden wir tief unter dem Schutt noch die unversehrte 20-l-Korbflasche, in der wir unseren Wein ansetzten.

Dieser 22. 3. ist überhaupt ein bemerkenswerter Tag: Es war der Tag der großen Angriffe, zuerst auf Rhede um 10 Uhr, dann auf Bocholt um 14 Uhr und danach auf Anholt; immer im 4-Stunden-Abstand.

An dieser Stelle sollte auch der Kriegstoten dieser Städte gedacht werden, die auf grauenhafte Weise umgekommen sind. Eine persönliche Erinnerung habe ich dabei noch an die Berichte meines Vaters, der die Bombardierung

von Rhede damals miterlebt hat. Er lag dort als Schwerverwundeter im Lazarett' wohin er von Ungarn herkommend - verlegt worden war Hermann Kamps aus Vardingholt war sein Bettnachbar Sie waren noch im Zimmer, als drei Volltreffer das Lazarett trafen und im überfüllten Keller mit ca. 200 - 250 Menschen alles Leben vernichteten. Die Flurwand des Krankenzimmers wurde herausgedrückt. Nach Überwindung des Schocks gelang den beiden die Flucht nach Vardingholt.

Bemerkenswert, was Vater Hein Brömmling noch erzählt: Er wollte gegen 14.15 Uhr weiter nach Anholt. Aber man riet ihm, er solle doch noch etwas warten und das Unwetter, was sich da mit schwarzen Wolken und Donnerrollen ankündigte, abwarten. Sie beobachteten eine Zeitlang das „Gewitter“, um dann anhand der verkohlten Papiere, die aus der Luft fielen, mit Schrecken festzustellen, daß es sich um die Bombardierung von Bocholt handelte.

Vater fuhr mit dem Fahrrad dann über Hemden, Suderwick nach Anholt. Bei der Brüggenhütte kamen ihm Anholter entgegen: „Wo well ej dann hen? Anholt leg platt an de grond en van ou huis steht necks mehr“. Voll Angst fuhr er weiter und stellte erleichtert fest, daß das nicht stimmte; jedoch, als er um die Ecke bei Frau Tenhagen bog, sah er, daß in der Häuserzeile der Gendringer Straße allein sein Haus und der Kaisersaal zerstört waren. Er hörte, daß seine Angehörigen bei Pannebecker seien und fuhr sofort weiter, wo er sie dann auch alle unversehrt antraf, einschließlich Opa Brömmling.

Am 22. 3. nach 20 Uhr fingen dann die Jabos an, ihre Bomben zu werfen; alle 10 Minuten fiel eine, irgendwo, über 2 Stunden lang, wir nannten sie „die 10-Minuten-Bomben“. Das Haus Pannebecker besaß keinen Keller. Die etwa 40 - 50 Personen, die von der Gendringer Straße, der Niederstraße, der Hohen Straße und vom Eiermarkt dorthin geflüchtet waren, hockten in der Wirtsstube.

Opa sorgte sich um die „vergrabenen Schätze“; er wollte wenigstens einiges davon holen und sicherstellen. Er ging also zu Bauer Bernd Ehringfeld, mit dem er abgemacht hatte: Wenn was passiert, komme ich zu dir! Um ca. 22 Uhr abends kam er mit „Schütten-Bernd“ und „Stöttkarr“ wieder zurück und holte einiges von den im häuslichen Garten vergrabenen Lebensmitteln und eingemachten Sachen. Als er gegen 23 Uhr wieder zurückkam, gabs endlich die Abendmahlzeit.

Die Tage bis zum 26.3. vergingen unter Fliegeralarm, Jakobomben und Artilleriefeuer. Am 26. 3. nachmittags 16 Uhr war das Feuer sehr heftig und einige Soldaten wurden verwundet. Opa fühlte sich zur Hilfe verpflichtet

und rannte aus dem Keller Er hatte die Türe zwischen Vorderhaus und Diele noch in der Hand, als vor dem Giebel eine Granate explodierte. 5 Soldaten waren sofort tot, 7 oder 8 waren verwundet. Zu den schwer verwundeten gehörte auch Opa Brömmling; ihm waren durch Splitter ein Fuß abgerissen, desgleichen eine Hand und von der anderen Hand 3 Finger. Nachdem die Starre des Schreckens überwunden war, hat man dann Opa und den anderen erste Hilfe geleistet. Die Gliedstümpfe wurden abgebunden, die Fußsehne wurde dabei mit dem Küchenmesser durchtrennt. Der Schwerverwundete wurde auf der Trage oben auf einem Jeep festgezurt und nach Gendringen zum dortigen Hauptverbandsplatz transportiert.

Am Morgen des 27. 3. kommt ein junger Leutnant und herrscht Vater an: „Wenn Sie sich nicht sofort melden, erschieße ich Sie standrechtlich.“ Vater, immer noch in Uniform, fuhr jedoch nach Gendringen zum Hauptverbandsplatz, wo er gegen 10 Uhr eintraf. Dort sollte er sofort zu Opa kommen: „Es ginge ihm schlecht“. - Da die Blutgruppe stimmte, wurde ihm von seinem Sohn noch Blut übertragen - allerdings ohne Erfolg, trotz scheinbarer Besserung während der Übertragung. Er verblutete an der Bauchverletzung, die man bisher nur oberflächlich behandelt hatte.

Vater erhielt am Verbandsplatz noch eine Depesche: Er sollte sich bei der Einheit XY in Lochum (Holland) stellen. Er fuhr also los, nachdem er die Trauernachricht nach Ehringfeld überbracht hatte, wohin sich inzwischen von Pannebecker her alle Angehörigen eingefunden hatten. Er fuhr nur bis Winterswijk, wo er im Hause eines Bekannten das Ende des Krieges abwartete.

Doch kehren wir zurück zu dem verängstigten Häuflein der Flüchtlinge im Hause Ehringfeld.

Am besagten 27. 3.vormittags kam wieder ein junger Offizier und befahl: „Sie müssen sofort das Haus räumen; Ihre Sicherheit ist nicht mehr gewährleistet!“ Es stellte sich nachträglich heraus, daß im Keller eine Funkstation eingerichtet werden sollte, da die Station beim Hause Hardenberg in der letzten Nacht bombardiert worden war.

Es wurden wieder Pferd und Wagen angespannt und beraten, wohin man jetzt flüchten sollte. Man sprach vom Hardenberg, Frau Ehringfeld sprach von ihrem Elternhaus in Hoxfeld, andere hatten wieder andere Vorschläge als wieder die Artillerie zu schießen begann. Da entschied Mutter Brömmling mit widerspruchsloser Bestimmtheit: „Wir fahren nach Etten zum Holzschuhmacher van Aken; das ist ein guter Freund von uns“. Man zog also los, 7 an der Zahl: Die Ehringfelds, Tante Dotti und Tante Marie Schmeink und wir. Bei van Aken war nur begrenzt Platz und nur die beiden

Tanten blieben dort Wir übrigen zogen weiter zum in der Nähe wohnenden Bruder Hens van Aken. Meinten wir, nun dort endlich Ruhe gefunden zu haben, so sahen wir uns getäuscht. Am 28. abends stand wieder ein Leutnant vor der Tür und befahl den Weitermarsch: Man wolle hier eine Funkstation errichten. Das brachte Mutter Brömmling in Rage: „Wir gehen hier nicht heraus! Das haben wir schon einmal mitgemacht!“ Das machte Eindruck! Nach einer halben Stunde kam er wieder und zwar mit Wagen: „Sie können Ihre Sachen hier aufpacken und im Bunker des Bauern Dieker ca. 500 m weiter unterkommen.“ Wir fuhren also los. Auf dem Wege dorthin hörten wir einen fürchterlichen Knall hinter uns: Die Issselbrücke nach Gendringen war gesprengt worden.

Wir haben den Unterstand bei Dieker soweit bewohnbar gemacht wie es ging und fanden freundliche Aufnahme. Am 29. in der Frühe kam Frau Dieker in der Dämmerung zu uns und brachte uns etwas ganz besonderes, was ich nie vergessen werde, nämlich - warme Milch.

Am selben Morgen hörten wir wenig später knatterndes Gewehrfeuer, dazwischen das Dröhnen von schweren Motoren und Kettengerassel. Plötzlich standen sie vor uns in Kriegsmontur und schwätzten, was wir nicht verstanden. Kurz darauf sprach einer deutsch: „Hier auch Männer?“ - „Nein, nur Kinder und Frauen.“ Es war der Sohn eines ausgewanderten Deutsch-Kanadiers. Er gab uns guten Ratschlag: „Geht ins Haus! Hier schlechte Luft“.- Und kurz darauf wurden bereits die ersten Bonbons verteilt. Ich selbst - so erinnert sich Franz Brömmling - habe anfangs keine gegessen. Auf Grund der Propaganda mußten die Bonbons eigentlich vergiftet sein. Ich hatte Angst. Ich merkte bald, daß diese Menschen nicht schlecht waren. Pommes frites z. B. waren die reinste Offenbarung: Was mußten diese Leute reich sein, daß sie die Kartoffeln in schwimmendem Fett backen konnten!

Es kam das Osterfest und dann Ostermontag. Wir mußten feststellen, daß auf einmal Pferd und Karre weg waren. Beide waren von den Holländern „requiriert“ worden. Wir suchten und fanden alles in den umliegenden Höfen. Das Pferd stand beim Nachbarn im Stall. Mit vereinten Kräften wurde das Gespann wieder flott gemacht. Mit reduzierter Mannschaft - die Ehringfelds hatten sich schon vor Ostern heimlich davongemacht - ging es dann am 3.4. nach Ehringfeld. Vater stieß an dem Tage auch zu uns, er kam von Winterswijk.

Ende April wurde das Niemandsland angekündigt. Wir konnten bei Ehringfeld nicht länger bleiben. Wir packten wieder einmal unsere Sieben Sachen und kamen bei Hengstermann (heute Lamers) unter, wo wir 1

Zimmer mit noch vielen anderen teilen mußten. Tagsüber waren wir zu 14 Menschen in einem Raum, in der Nacht zu acht; Tante Dotti und Tante Marie schliefen bei Schweers und später bei Tovar. Alle hatten sie reichlich „Einquartierung“. Bei Hengstermann waren wir so lange, bis Vater aus dem stehengebliebenen Stall das Haus fertiggestellt hatte. Die Älteren kennen es noch von dem Spruch: „Aus der Trümmer Rest‘ bauten wir dies Nest“ - Hein Jansen hatte den Spruch gefunden und auf den Giebelbalken gemalt. Am 4. 10. 45 wurde es wieder hell in Anholt. Vom RWE wurde der erste elektrische Strom durchgeschaltet; nach und nach wurden alle Häuser überprüft und angeschlossen. Man konnte ja anschließen, denn überall lagen ganze Berge von „Tommykabeln“. wie wir es nannten; es waren 4-adrige gummiisolierte Nachrichtenkel der Engländer, die diese einfach liegen ließen. Mit diesen wurde auch z.B. die Regniet angeschlossen. 4 oder 6 Kabel parallel. Die Regniet wollten viel Licht und so schraubten sie möglichst starke Glühbirnen ein, wodurch natürlich nichts erreicht wurde, da die Spannung zusammenbrach. Es ist ein Wunder, daß damals in dieser Hinsicht nichts passiert ist.

Mühlenberg

Frau Agnes Onstein geb. Stapelbroek

Zur Schaffung von Schutzräumen gegen die ständig wachsenden Luftangriffe wurden nicht nur die Bunker im Wall (hierzu siehe Bericht von Heinz Gasselder), sondern auch der Betonbunker an der Mühle gebaut. Der Schutzraum an der Mühle ist noch heute in Benutzung als ringförmiger Nebenraum zum Erdgeschoß. Bereits in der Zeit bevor die Front kam, wurde der Bunker von den Bewohnern nahe der Mühle bei Sirenenalarm aufgesucht. So z.B. beim Überflug großer Bomberverbände (Bombardierung Emmerichs) oder wenn die Jagdbomber (Jabo's) ständig in der Luft waren.

Der erste Angriff auf Anholt erfolgte aus der Luft mit Bomben am Mittwoch, den 21. 3. 45; aber das war noch auf der anderen Seite der Stadt. Am darauf folgenden Donnerstag traf es dann uns. Von diesem Tage an und auch später während des Artilleriebeschusses, der am Freitag vor Palmsonntag einsetzte, war der Bunker praktisch voll besetzt.

Am Mühlenberg fielen Bomben, wie gesagt, am Donnerstag, den 22. März. Es gab Tote unter den Leuten, die zum Bunker wollten: Frau de Roos mit

Tochter, die in Tinnefelds Haus wohnten, sowie eine Frau aus dem Ruhrgebiet, die nach Anholt evakuiert war. Bei Alofs kamen drei Personen um. Die vier Kinder kamen lebend davon. Herzergreifend das Weinen der Kinder, die von dem Unglück bereits wußten: „Eck heb geen Papa en geen Mama mehr.“ Die Eltern und die Großmutter waren tot.

Gerd Deckers hatte einen Splitter abbekommen und lag zusammengekrümmt auf der Straße, vermutlich von einer Granate, die auf der Ecke des Mühlenbunkers aufschlug.

Mutter, Tochter und Sohn der Familie Bent, die sonst immer zum Bunker kamen, starben auf dem Weg dorthin durch eine Bombe, die in der Nähe von Hertog auf die Tramschienen fiel.

Die allgemeine Flucht aus der Stadt begann schon früher; sie begann, als der erste Bombenangriff (am 21. 3.) erfolgte. Im Bunker waren an diesem Tage die Familien de Rooy, Horn, Kock, Vogel, Achterhoff, Stapelbroek sowie etliche Fremde. Später kamen noch Taurel, Kruse, Dammann und Dr. zur Hausen hinzu.

Die Familie Stapelbroeck ging später nicht mehr in den Bunker, sondern blieb in dem hauseigenen Keller. Außer unserer Familie waren noch fünf Personen der holländischen Verwandtschaft bzw. Bekanntschaft (die z.T. zwangsverpflichtet waren) und Iwan, der russische Gefangene dort versammelt. Der Grund für diese Standhaftigkeit, im eigenen Keller zu bleiben, war Mutter Stapelbroek. Auf alles Drängen hin, wie so viele andere doch auch nach Holland zu flüchten, kam immer die gleiche Antwort: „Eck bliev hier!“

Zu Beginn des immer näherrückenden Artilleriebeschusses wurden an unserem Hause die Kellerlöcher mit Sandsäcken abgedichtet. Im Keller selbst wurde Platz geschaffen, z.B. mußten die Einmachgläser fort. Hierzu folgende Episode:

Mutter schleppte mit ihrer Tochter Josefa einen Korb voller Einmachgläser in Richtung Mühle, um sie dort zu vergraben. Dabei wurden sie durch das Artilleriefeuer gestört und flüchteten zur Mühle. Im Keller wußte man nun nichts über den Verbleib der beiden, da sie ja nicht zurückkamen. Ohne Aufforderung ging daraufhin Iwan, der Mutter sehr zugetan war, aus dem Keller und robbte sich zur Mühle. Zurückgekehrt, überbrachte er dann die gute Nachricht, daß beide leben. Auf diesen Vorfall hin wurde zwischen Haus und Mühle ein Lauf graben ausgehoben.

Das Haus erhielt damals mehrere Artillerietreffer. Die Nordwand hatte ein klaffendes Loch. Zwischenwände, Dach und Schornstein waren beschädigt. Das Vieh im Stall hatte sich losgerissen. Eine Kuh, die zum Stadtbruch hin

ausgerissen war, wurde von Iwan wieder zurückgeholt.

Aufgrund der Zerstörungen und Brände in den Bauernschaften, wohin viele Anholter geflohen waren, suchten weitere Menschen Schutz im Mühlenbunker: Dr. zur Hausen mit Kindern, Kruse, Taurel und Dammann. Sie kamen vom Freitag zum Samstag (23./24. 3.).

Donnerstag oder Freitag (nach Janssen Donnerstag, den 29. 3.) erschien ein englischer Panzer bei Driever an der Ecke. Er war vom seitlichen Fensterchen des Hauses aus zu sehen; er hatte schon ein Loch in den Mühlturm geschossen und beabsichtigte, hier weiterzumachen. In dieser Not hat sich Joop Vogel ein weißes Laken um den Leib gewickelt und ist dem Panzer entgegengelaufen. Daraufhin hat dieser den Beschuß der Mühle eingestellt.

Die Engländer kamen dann ins Haus hinein. Sie sind mit dem Panzer über die Laube hinter das Haus gefahren. Die Verhandlungen begannen: Die Familie durfte bleiben. Im Hause Messing gegenüber wurde Quartier genommen. Man fand dort noch Beerenwein im Keller und hat lautstark gefeiert. Es gab dann auch schon bald Langentbehrtes: Schokolade und Fleischkonserven. Das Leben normalisierte sich langsam - der Krieg war vorerst aus. Carl Stapelbroek und Willi Achterhoff haben dann schon bald ein Dieselaggregat fertiggestellt und für den ersten elektrischen Strom gesorgt. Pater Steinhäuser zelebrierte zu Ostern, den 1. 4., eine hl. Messe im Torbogen der Mühle.

Brigitte Gütlinger, geb. Hesseling

Als am Donnerstag, den 22. 3. 45 nachmittags, die Sirenen Fliegeralarm gaben, war ich gerade mit Elfriede Hertog beim Spielen unter dem Lindenbaum auf dem Platz vor dem Hause. Die Sirene wurde damals schon garnicht mehr so ernst genommen wegen der vielen, täglichen Alarme, bei denen kein Flugzeug zu sehen war. Statt in den Keller, gingen wir nach Pannebecker, um „unseren“ Soldaten, der schon länger bei uns einquartiert war, zu holen. Über den Mühlenberg gingen wir hinter den Zollblocks den Weg am Tannenberg entlang. Bei Pannebecker erhielten wir zunächst eine Standpauke, daß wir nicht im Keller wären. Von dort ging es dann schnellstens zurück nach Hause; der Soldat lief mit Tante Lisbeth war noch oben beim Nähen. Sofort schnappte sich der Soldat die doppelt-beinamputierte Frau und trug sie in den Keller Frau Karoline Nieuwenhuis, genannt „Tante Lola“, war auch schon da. Sie wohnte im Nachbarhaus

neben Hertog. Ich selbst stand noch oben an der Kellertreppe, - da fiel die Bombe vor dem Haus. Ich wurde von dem Luftdruck in den Keller geschleudert. Dort lagen alle am Boden. Der Soldat faßte sich zuerst und meinte ganz ruhig. „Einer muß raus; wir müssen ein Kellerloch freimachen.“ Als das Loch groß genug war, wurde ich hinausgeschoben.

Ich sah zuerst den großen Bombentrichter im Zuge der Tramschienen - danach packte mich das Grauen: Unter dem Lindenbaum lagen die Toten und Verwundeten der Nachbarschaft, grausam zugerichtet und verstümmelt von den Splintern der Bombe.

Es waren allesamt Angehörige der Familie Bent, die auf dem Weg zum Mühlenbunker waren.

Hierzu berichtet Mini *Bent*: Meine Schwiegermutter Johanna Christina Bent sowie ihr Schwager Hein Bent waren sofort tot. Hein war dabei dermaßen entstellt, daß wir ihn nur an seiner Kleidung identifizieren konnten.

Mein Mann Gerd Bent hatte Splitter im Arm und in der Brust abbekommen. Schwerverletzt wurde er von deutschen Sanitätern nach Holland in ein Lazarett gebracht. Als Holländer haben ihn die Engländer später übernommen; Mitte August wurde er entlassen.

Meine Schwägerin Fr. Schawach, geb. Bent, wurde ebenfalls verwundet; sie wurde sofort nach Empel ins Lazarett gebracht wo sie behandelt und später geheilt entlassen werden konnte.

Mein Schwiegervater Johann Bent und ich - wir hatten uns etwas verspätet und waren noch zu Hause; wir waren die einzigen in der Familie, die heil davorkamen.

Die nächste Bombe fiel bei der kath. Volksschule. Hier traf es Gerda Stry und Helene Frericks, die vor ihrer Haustüre umkamen. (Weiteres hierzu Gert Janßen) Soweit der Bericht von Mini Bent.

Diese Bombe bei der Schule hatte eine verheerende Wirkung, denn zu dieser Zeit war das Gebäude voll mit Soldaten oder Schanzern belegt; es gab sehr viele Verletzte; ob auch Tote, das kann ich nicht sagen. Der Rückzug war nämlich in vollem Gange. Es ging äußerst turbulent zu. Alle Häuser hatten Einquartierung, die Straßen standen voller Autos und Fahrzeuge. Aufgrund dieser Massierung von Militär kamen denn auch die laufenden Bombenangriffe. An der Gendringer Straße hatte man Betonblöcke mit Stacheldraht als Panzersperre aufgebaut. Auf Kockenkamp waren Panzergräben ausgeworfen, so breit wie der Stadtgraben.

Inzwischen war das Kellerloch so groß, daß man auch Tante Lisbeth herausholen konnte. Es gab jetzt kein Halten mehr, wir mußten fort. Ein

Leiterwagen wurde fertig gemacht und Tante Lisbeth hineingesetzt. Wir marschierten, wie alle, Richtung Norden. Auf Kockenkamp hatten die Schanzer einen Unterstand gebaut (etwa hinter dem jetzigen Hospital). Wir fuhren also zunächst einmal dorthin. Mein Vater, Theodor Hesseling, hatte noch eine Panzerfaust. Die mußte damals jeder Mann bei sich führen. Er hat dort das Mordinstrument in einem Loch vergraben.

Als es am Himmel wieder etwas ruhiger war, brachen wir auf in Richtung Alter Postweg. Unser Ziel war Booms auf dem Hahnerfeld. Die Gruppe bestand aus Tante Lisbeth und deren Vater im Leiterwagen, Tante Lola, meine Eltern, Klemens mein Bruder und ich. Da ich den Weg nach Booms kannte, lief ich vorauf und zwar einen Parallelweg neben Linders Büschchen her. Plötzlich sah ich einen Jabo in der Luft der - ich wollte es erst nicht glauben - direkt auf mich einschwenkte. Ich warf mich zu Boden und wälzte mich seitlich. Das war mein Glück, denn die Geschoßgarbe ging genau dort nieder, wo ich gelaufen war. In Panik rannte ich nach Booms, wo nach geraumer Zeit dann auch die Eltern mit „dem Troß“ eintrafen.

Das ganze Feld um uns war voller Autos und Panzer. Bei Heimann stand noch ein deutsches Geschütz und schoß über die Aa nach Holland hinein. Neben Booms lag noch ein deutsches MG. Vom Fensterchen des Hauses konnte ich sehen, wie jedesmal geschossen wurde, wenn auf dem holländischen Aa-Deich englische Soldaten auftauchten. Auf der Diele lag auch noch ein Trupp Soldaten. Das Anwesen Booms war gleichsam noch ein Art Festung.

Der Keller war voll; wir mußten in den Schweinestall ausweichen. Dieser lag völlig ungeschützt neben der Küche. Mein Vater wollte noch einmal nach Anholt hinein. Gerade als er gegangen war, schlugen zwei Artilleriegranaten nebenan in den Kuhstall ein. Mein Vater nahm Deckung hinter einem Jauchefaß, in das eine Reihe Löcher geschlagen wurde.

Hinter dem Haus hatten die Soldaten noch einen Unterstand gebaut. Vor dem Bunker lag noch ein Soldat mit abgeschossenen Beinen. Er bat Vater noch um eine Zigarette. Vater gab sie ihm und er rauchte sie noch. Danach starb er; der Name des Soldaten war Günther Luys; sein Kreuz mit Name steht auf dem Friedhof. Neben ihm lag noch ein anderer Soldat; er war tot. Vor dem Hause Booms, auf dem Zuweg von der Straße her, hatte man noch einen Bunker gebaut. Dort sind wir dann untergekommen mit Mineken Wolsing und Familie Kempkes, insgesamt etwa 10 Personen. In der Nacht schlug vor dem Bunker eine Artilleriegranate ein und verschüttete den Eingang. Wir wußten nicht was los war, wir hatten kein Licht und konnten den Ausgang nicht finden; durch die lockere Balkendecke rieselte der Sand;

es mangelte bald auch schon an Luft. Oma rief dauernd: Wir müssen hier raus! Mit den Händen haben wir es dann endlich geschafft, einen Ausgang zu graben. Die Männer mußten eine große Grube ausheben; in dieses Sammelgrab wurden alle Gefallenen zusammengetragen und bestattet. Die Verwundeten wurden zum Teil zum Lazarett transportiert.

Der Kriegslärm ebte in den nächsten Tagen langsam ab und eines Tages fuhren die englischen Panzer auf. Die Soldaten ergaben sich und wurden in die Gefangenschaft abgeführt. Der Krieg war für uns zu Ende.

Wir blieben noch die nächsten Tage bei Booms. Mit der Verpflegung wollte es nicht klappen - wir bekamen wenig bis garnichts. Die Engländer requirierten alles für sich. Erst nach einer Beschwerde bei einem Vorgesetzten wurden dann die „Zivilisten“ auch wieder mit Lebensmitteln versorgt. Sie hatten auch eine eigene Auffassung von Scherz; als wir uns nämlich mit dem Handwagen, beladen wie vorher, auf den Heimweg machten, schossen sie noch über unseren Köpfen hinter uns her.

In Anholt angekommen zogen wir in das 4-Familienhaus neben Hauptlehrer Schulte-Terboven ein. Zwei Zimmer Parterre rechts wurden uns vom Bürgermeister angewiesen. Die Wohnung war für uns 4 Personen komfortabel. Von dort sind wir nach ca. einem Jahr zu Johann Frericks (neben Korsch) gezogen; später dann in den Neubau der Bäckerei Testroet in der Hohen Straße und zuletzt in das eigene neue Haus in der Kirchstraße.

In Dankbarkeit erinnere ich mich jedoch noch an den unermüdlichen und selbstlosen Einsatz von Schwester Otgera. Sie kam oft und half, wo sie konnte. Mal eine Flasche Lebertran für die Kinder, oder Salbe gegen meinen Hautausschlag (Vater brachte als Verbandsmaterial Fallschirmseide), oder auch Speck, den sie selbst geschenkt bekommen oder sich erbettelt hatte. Später sogar eine Jacke: „Vielleicht paßt Dir die“. Sie war der gute Geist, scheinbar allgegenwärtig, wo Not war und immer hilfsbereit.

Wir gingen zu unserer alten Wohnung zum Mühlenberg und gruben im Garten die dort vergrabene Kiste mit Kleidungsstücken wieder aus. Tante Lisbeth hat aus diesen wieder „neue Sachen“ geschneidert. Zudem lagen ja in den Trümmern überall noch viele Dinge herum, die noch brauchbar waren und wieder hergerichtet werden konnten. In jenen Tagen war es schon erstaunlich, wie sich bei vielen die Organisationstalente entwickelten.

Als ich Sommer 44 aus meiner Stellung in Bonn wieder nach Anholt kam, zog ich zu meiner Schwester Lisbeth in das Haus Am Mühlenberg 31. Anholt lag voller Militär und Schanzer. Letztere waren vor allem in der Schule einquartiert. Bei der amtlichen Rückmeldung wollte man mich sofort „weitervermitteln“ und zwar zur Flak nach Oberhausen. Ein zweites „Angebot“ hieß: Kartoffeln schälen für Schanzer und Soldaten. Das habe ich denn auch gemacht zusammen mit Maria Balthesen und den Frauen Korsch.

Schwester Hedwig war beim Roten Kreuz bei Frau Feil. Ihre Einsatzstelle war die „Eula“ am Eiermarkt. Dort war auch das Materiallager, im wesentlichen bestehend aus einem riesigen Berg von Woldecken, auch von irgendwo her „requiriert“.

Beim ersten Angriff der englischen Flugzeuge mit den Toten von Deckers, Alofs und Bent, vermißten wir Hedwig und suchten sie. Wir erfuhren später, daß sie im Wallbunker gewesen und von hier zum Schloß beordert worden war, um dort zu helfen. Im Lazarett traf sie auch Dr. zur Hausen, der den Sanitätern mit Rat und Tat zur Seite stand.

Tags darauf, am 23. 3., dem Tag des großen Exodus, flüchteten auch wir, d.h. mein Vater, der bei uns einquartierte Schanzer, Liesbeth, Hedwig, Hannelore und ich zum Bauern Hengstermann auf der Regniet. Allein dort war bereits alles belegt. Wohin jetzt? Nach Holland! Also schoben wir mit unserem Handwagen, auf dem die wichtigsten Dinge - nämlich unsere Lebensmittel - verstaut waren, über das Brückchen am Regnieter Bach hinter Hühxhorst in Richtung Voorst. Es wurde schon Abend, als wir bei einem Hof in der Nähe der Voorster Mühle anfragten, ob es möglich wäre, etwas aus eigenen Vorräten zum Essen zu bereiten. Ja, das ginge wohl, aber zu bleiben, das wäre schwierig. Wir haben dort übernachtet, denn warme Decken aus der „Eula“ hat wir ja dabei.

Am nächsten Morgen sind wir weitergezogen nach Bredenbroek; wir haben jedoch nirgends um dauerndes Obdach angefragt. Allenthalben hat man uns bedeutet, daß wir doch nicht vor der Front davonlaufen sollten; man müsse sich doch von ihr „überrollen“ lassen. Wir sollten doch einen Keller in Anholt suchen! Das ging so bis zum 29. 3.; die Sprengung der Anholter Kirchtürme haben wir in Bredenbroek noch mitbekommen. „daran kann ich mich noch gut erinnern“, - so Hanna Epping.

An diesem Morgen faßte Vater Epping den Beschluß und sagte: „Wir drehen uns um und gehen wieder nach Anholt.“ Unter großen Strapazen, immer wieder Deckung suchend vor den Jabos, erreichten wir die

Zigarrenfabrik Solent, wo wir dann auch unterkommen konnten. Hier hatten wir einen Tag später den ersten Kontakt mit den Engländern. Als die Luft rein war, siedelten wir über in einen der Zollblocks, die damals weitgehend leer standen. Ins eigene Wohnhaus konnten wir vorerst nicht; es war von der am 22. 3. gefallenen Bombe zu stark beschädigt die Giebelseite war eingestürzt. Alle Kraft wurde daran gesetzt, das Elternhaus wieder herzurichten. Als ein paar Zimmer einigermaßen bewohnbar waren, sind wir sofort eingezogen.

Diese hier geschilderte Odyssee macht deutlich, wie sehr die Bevölkerung durch die ersten schweren Bombardements und die vielen Toten, die zu beklagen waren, in Panik geriet. Alle mißtrauten dem Schutz der Hauskeller und der stadtnahen Lage. Nur heraus hier! - Ins Freie! - Zu den Bauerschaften! Einer hat es wohl dem anderen gesagt, und so gingen sie denn auch alle, - fast alle. In dem Häuserblock Mühlenberg - Am Mühlenberg blieben nur in ihren Häusern bzw. ihren Hauskellern die Familien Stapelbroek' Driever und vermutlich auch noch Hertog. Alle anderen Häuser standen leer Es ist eine Ironie des Schicksals , daß gerade diese Häuser - wenn auch hier und da beschädigt - alle stehen blieben. Die Keller blieben alle heil! - Aber wer konnte das im vornherein wissen?

Mit den Engländern kamen auch die ersten Holländer. Einer wollte partout die Nähmaschine mitnehmen. Hedwig erfaßte die Lage sofort. Mit ihrer Rot-Kreuz-Binde am Arm ging sie zum nächsten Engländer - es waren auch noch Neger darunter - und holte Verstärkung; mit Erfolg, die Nähmaschine blieb, wo sie war Die Farbigen waren insgesamt gutmütig; sie freuten sich mehr als die Kinder, die sie beschenkten, wenn sie mit ihrer Schokolade kamen. Die kleine Hannelore, Lisbeths Tochter, kannte das „schwarze Zeug“ nicht. Sie sagte anfangs immer „Bah! Bah!“, solange, bis sie es dann probiert hatte.

Carl Stapelbroek

In den eineinhalb Wochen vor Ostern 45 war ich zuhause an der Mühle. Bruder Bernhard war mit Frau und Kindern zum Hahnerfeld nach Heimann übersiedelt. Der Mühlenbunker war voller Menschen, meine Schwester Agnes hat das ja schon in ihrem Bericht erwähnt. Wir befanden uns mit der ganzen Familie nebst einigen holländischen Verwandten und Bekannten in unserem Hauskeller, den wir eigens zum Schutzraum hergerichtet hatten.

In diesen Tagen der allgemeinen Kopfflosigkeit war ich viel außer Haus; ich

war ein - zugegeben - unruhiger Geist. Immer wieder trieb es mich in die Stadt. Anlaufstellen waren die Bunker von Ditters und der Wallbunker bei Wolsing.

Auf einem meiner Wege dorthin - es gab einmal wieder einen heftigen Artillerieüberfall - hörte ich hinter der Kirche auf meinem üblichen Weg, ein Stöhnen. Ich sah einen Soldaten gekrümmt am Geländer der Treppe zum Heizungskeller der Kirche stehen, der aus dem Bauch blutete. Es war überhaupt keine Zeit zu verlieren; ich habe ihn gepackt und zum Krankenhaus getragen. Die Operationsschwester hat ihn vorab versorgt, Schwester Oberin und Dr. zur Hausen waren bei Urbrüg auf der Regniet. Der Arzt wurde von dort geholt, der den Verwundeten dann operiert hat. Soweit ich weiß, ist er durchgekommen.

Dr zur Hausen war damals einer der wenigen „Mobilen“. Er besaß immer noch den alten Mercedes mit Gasflasche. Man hatte zwar häufig Probleme mit dem Starten, aber er funktionierte doch leidlich. Ich bin selbst auch öfter damit gefahren, wenn die Situation es erforderte. Ich kann mich noch gut an eine Fahrt erinnern: Ich wollte von der Regniet zur Mühle, etwas holen. Als ich an der Schule vorbeifuhr, kurvte wieder so ein Jabo am Himmel. Ich beeilte mich und war bereits bei Vogel, als hinter mir, zwischen Mätelings und Düsings Haus eine Bombe fiel. Frau Mäteling hatte es getroffen: Ein großer Splitter – sie war sofort tot.

Ich vermute, so meint Carl Stapelbroek, die Engländer hatten wohl bereits Infrarot-Suchgeräte. Autos haben sie immer sehr schnell erkannt. So war es auch wohl mit dem Munitionstransport am 21. 3., als bei Willing eine der Bomben des Serienabwurfs fiel. Es war ja ein ganzer Transport, bestehend aus wohl 30 Fahrzeugen, wie ich gehört hatte. Die Kolonne muß auch wohl aus der Luft beschossen worden sein.

Es war etwa am Montag in der Karwoche, als wir in Ditters Bunker darüber sprachen, daß es höchste Zeit wäre, die Toten, die ja nunmehr fast schon vier Tage im Jugendheim und bei der Liegehalle im Krankenhaus-garten lagen, zu beerdigen. Wi; d. h. Jan Driever, Hermann Brockmann (de Frommen) und ich beschlossen, das umgehend zu besorgen. Wir verschafften uns Werkzeug und zogen los. Als geeigneter Begräbnisplatz wurde eine aufgelassene Kartoffelmiete ausgemacht, unmittelbar hinter dem Toilettenhäuschen der Schule. Die Grube war groß genug für die etwa 30 Toten im Jugendheim und die 10 Toten in der Liegehalle. Es war eine schreckliche Arbeit. Noch heute wundert es mich, daß bei keinem von uns Allergien oder dgl. aufgetreten sind, mußten wir doch alles mit den bloßen Händen besorgen. Desinfektionsmittel standen nicht zur Verfügung.

Überhaupt grenzt es an ein Wunder, daß man mit heiler Haut davongekommen ist, wo die Luft so eisenhaltig war und um einen herum all das Grauenhafte passierte. Wer es nicht mitgemacht hat kann auch nicht das Glücksgefühl nachempfinden, wieder frei von Angst zu sein und nicht mehr ständig unter Druck zu stehen, als dann endlich die Engländer kamen.

Der Weg war freigegeben, wieder zum normalen, kleinen Alltag zurückzukehren: Die Dinge, die man zum Leben brauchte zu organisieren, zu tauschen, zu kompensieren oder wie man immer das nennen mag – oder auch schlicht – überall zu helfen, wo es nottat.

Da war z. B. noch die offene Kirche, in der in diesem Zustand kein Gottesdienst gehalten werden konnte. Mit Pastor Janssen wurden Maßnahmen vereinbart. Eine große Wand für das Mittelschiff mußte her, aber wie!? Wir waren zu fünft: Bernd Tinnefeld, Jan und Franz Vallee, Hein Ditters und ich. Mit dem Lanz-Bulldog wurden Telefonmasten herangeschleppt und mit Bolzen zusammengeschrubt. Das Blech nahmen wir von den Zementfässern, die überall herumlagen. Die Fässer wurden mühsam mit einem einfachen Meißel auseinander geschnitten (Blechscheren gab es ja nicht) und dann mit einer Handwalze plattgewalzt. Die Beche wurden an die Masten angenagelt; die Nägel lieferte Funke. Das größte Problem bestand darin, die Konstruktion oben am Joch des Gewölbes zu verankern. Oben war ja auch sehr viel zerstört und man mußte zuerst eine Art Laufbühne bauen, um im wahrsten Sinne des Wortes „sicher gehen“ zu können. Aber es hat geklappt. Nachdem später dann auch die Seitenschiffe vom Schutt geräumt waren, wurden diese auch abgekleidet was allerdings weitaus einfacher war.

Gert Janßen

Mit diesem Zeitzeugen kommt jemand zu Wort, der zu den nahezu 2000 Personen gehörte, die vor der herannahenden Front nach Anholt geflüchtet waren. Er berichtet folgendes: Als linksrheinisch die Front bei der Luftlandung am 17. 9. 44 immer weiter auf die holländische Grenze zurückte und anschließend am 7. 10. die Städte Kleve und Emmerich zerstört wurden, nahm der Druck von Partei und Behörden auf die Bevölkerung immer mehr zu. Die Menschen wurden zur Evakuierung aufgefordert. Als Auffangraum wurde uns in Kleve der Gau Magdeburg zugewiesen. Viele sprachen später vom Gau Schmachteburg.

Unsere Familie wollte nicht so weit weg. So ging unser erster Gedanke zu unseren Verwandten nach Anholt, der Familie Vogel, der Schwester meines

Vaters. Diese war bereit, uns aufzunehmen. Es wurden Pferd und Karre organisiert und das Nötigste an Hausrat und Verpflegung aufgeladen; meine Eltern und die beiden Schwestern obendrauf; ich zu Fuß beim Pferd, so ging es nach Anholt.

Unsere Verwandten hatten uns im Hause Frericks an der Schneidkuhle neben der Schule eine Wohnung besorgt in die wir einzogen. Da alles so gut klappte, fuhr ich noch einmal zurück und holte am nächsten Tag noch eine Fuhr. Pferd und Karre brachte ich darauf noch nach Kleve zurück - eine einzige Strapaze - allein über 100 km Weg an zwei Tagen.

Mein Vater bekam Arbeit bei Funke, meine ältere Schwester bei der Metzgerei Boland, meine jüngere bei Harmeling in Suderwick; nur für mich gab es keine Arbeit als Schriftsetzer. Mit einer „getürkten“ Arbeitsbescheinigung aus Kellen war ich dann bis zum 8. 2. 45 viel zwischen Anholt und Kellen unterwegs. So mogelte man sich halt durch; im übrigen packte man an, wo gerade Arbeit geboten wurde.

Jedoch nun zu den Ereignissen im März 45:

Am Donnerstag, dem 22. 3., war ich mit einem Bekannten aus Keilen gerade bei einer solchen Arbeit und zwar beim Holzsägen und -spalten bei der Bäckerei Onstein in der Hohen Straße. Dort wurde ja der Backofen noch mit Holz gefeuert. Es gab Butterbrote und Brot für zu Hause, das war wichtig.

Ich erinnere mich genau: Es war so um die Kaffeezeit - wir schauten schon sehnsüchtig zur Uhr - und warteten auf die Einladung. Als es dann hieß „Bitte Kaffeetrinken“ heulten gleichzeitig die Sirenen: Schon wieder Fliegeralarm, aber diesmal brummte es bereits in der Luft. Wir rannten, so schnell wir konnten, aus der Stadt hinaus - über den Kirchberg zwischen Pastorat und Wall, dann die Böschung runter und in den Wallbunker. Wir erreichten ihn gerade noch, als auch schon die Bomben krachten.

Als es ruhig wurde, ging ich zur Schneidkuhle; dort sah ich die Verwüstungen. Viele Häuser waren beschädigt, Vogels Haus hatte einen Volltreffer bekommen. Die Familie war im Erdbunker im Garten. Meine Eltern waren auch dort. Meine Mutter wurde dort durch einen Splitter im Oberschenkel getroffen. Vor unserer Haustüre lagen zwei Tote: Helene Frericks und Gerda Stry - von den Splittern so zugerichtet daß alle, die erste Hilfe leisten wollten, entsetzt waren. Sie hatten den Bunker auf dem Schulhof nicht mehr erreicht.

Ich ging am späten Abend noch mit meiner Mutter zum Hauptverbandsplatz im Schloß.

Dort wurde die Wunde versorgt. Viele Verwundete lagen im Saal auf dem

Boden und warteten auf Hilfe.

Am nächsten Tage versuchten wir, die größten Schäden an unserer Wohnung auszubessern. Ich saß am Nachmittag auf dem Dach, um die Dachziegel zu richten, als ich in der Ferne die Abschüsse der Artillerie hörte. Hat einen das Knallen noch nicht direkt gestört so war es diesmal anders: Man hörte die Granaten über sich hinwegpfeifen. Das war neu und ich ging in volle Deckung - und zwar flüchtete ich in den Luftschutzbunker auf dem Schulhof. Wir waren zusammen mit vielen anderen, unter anderem auch mit italienischen Kriegsgefangenen.

Der Kriegslärm wurde immer stärker, es war gar keine Zeit mehr, den Bunker zu verlassen - nur einige Nachrichten drangen zu uns, es hieß: „Die Stadt brennt“. Wir hielten das durch bis zum Sonntag, wo eine Feuerpause eintrat. Diese nutzten wir und flohen nach Suderwick zu meiner Schwester Marianne bei Harmeling. Wir wurden dort gut aufgenommen - die ersten Tage waren zudem etwas ruhiger. Jedoch auch hier rückte die Front näher und wir waren wiederum gezwungen, weitere Tage und Nächte im Keller eines Nachbarn zu verbringen, da Harmelings keinen Keller hatten. Am Karfreitag endlich, am 30.3., war dann für uns der Krieg zu Ende. Endlose Kolonnen englischer Panzer und Fahrzeuge aller Art fuhren an uns vorbei, den zurückweichenden deutschen Truppen nach. Am Ostersonntag konnte ich wieder nach Anholt zurück. Wenige Tage später kam auch mein Vater. Wir machten uns gemeinsam ans Aufräumen, reparierten die schlimmsten Schäden und richteten die Wohnung wieder notdürftig her.

Einige Zeit später kamen dann auch meine Mutter und Schwester zurück. Am Pfingstdienstag hatte ich endlich ein Fahrrad, aus mehreren zusammengebastelt, mit Vollgummi versehen und so fuhr ich über Duisburg nach Kellen. Die restliche Familie folgte dann im Juli 45.

Dwarsefeld

Theo Lubbers

Als am 15. 3. 94 zum zweiten Mal Bomben auf Bahnhof und Hütte geworfen wurden, befand ich mich gerade mit Pferd und Wagen auf dem Weg zum Hahnerfeld bei Steinhof (Kleinhesseling). Ich hatte Kalksandsteine geladen für die Schanzer. „Na, ja,“ dachte ich, „das ist ja noch weit genug weg“ und zog weiter. Bei Tiemann (Veendrick) tauchten

jedoch plötzlich Jabo's auf, die es wohl auf mich abgesehen hatten. Sie drehten jedoch sofort ab, als die Vierlingsflak, die dort gerade erst in Stellung gegangen war, zu feuern begann. Vom Graben aus verfolgte ich das Spektakel – es wurde schon ganz schön brenzlich auf offener Straße.

In den Tagen um den 16. 3. herum mußte auch viel Munition gefahren werden, mit Pferd und Wagen, versteht sich, und bei Nacht. Ein Soldat und ein Knecht von Tenk halfen; dann ging mit dem überladenen und laut klappernden Wagen nach Dornick - zur Schule. Der Soldat meinte: „Macht der Wagen einen Lärm! Die hören uns ja auf der anderen Rheinseite!“ Wir waren froh, als wir das Zeug abgeladen hatten; am Morgen in der Dämmerung war ich dann wieder zu Hause.

Die ersten Bombenwürfe auf Anholt am 21. /22. 3. konnten wir vom Hof im Dwarselfeld aus beobachten. Wie ich hörte „bei der Mühle“, schwang ich mich sofort aufs Fahrrad, um nachzuschauen; es war ja schließlich das Elternhaus meiner Frau. Im Hause war noch alles soweit wohlauf, allerdings war zu hören: Bernhards Mehlfuhre säße im Stadtgraben. Was war passiert: Er befand sich gerade an der Ecke beim Zahnarzt Leifert, als die ersten Bomben fielen; er rannte zu Heiner in den Keller. Das Pferd indessen ging mit der Fuhre durch, bei Tovar geradeaus, durchbrach die Absperrung und landete dort im Wasser. Das verletzte Pferd und die Fracht wurden geborgen; der Wagen hat noch bis nach Ostern dort im Stadtgraben gestanden.

Als einen Tag später (23. 3.) der Artilleriebeschuß auf Anholt losging, war ich auf dem Acker, zusammen mit einem Soldaten, einem Bauernsohn, der half. Er eggte und ich säte. Außer dem üblichen Rumoren in der Ferne, an das man sich ja schon zur Genüge gewöhnt hatte, war es ruhig. Nur - ganz oben kreiste ein Flugzeug. Mein Helfer an der Egge war von der Artillerie; er meinte: „Der da oben taugt nicht; das gibt Artilleriefeuer“; und er hatte Recht. Das ganze Feld wurde daraufhin mit Schrapnellfeuer belegt, die Geschosse krepitierten in der Luft. Ich weiß heute noch nicht, wie wir zwei mit dem Pferd heil nach Hause gekommen sind. Wir sind danach nicht mehr nach draußen zur Arbeit gegangen.

Bemerkenswert an dieser Stelle ist, wie schlecht die unsrigen die militärische Lage eingeschätzt haben müssen. Am Vormittag dieses besagten 23. 3. standen noch ca. 30 Holländer beim Acker; sie waren dienstverpflichtet und sollten schanzen. Sie warteten jedoch - Gott sei Dank - vergeblich, da die „Einsatzleitung“ der OT (Organisation Todt) sich nicht blicken ließ. Es ging um Laufgräben und Mannlöcher. Einen Tag vorher ging es um Panzersperren auf Linders Feld. Man muß sich den Wahnsinn überlegen:

Ein Graben mit Rampe auf der einen Seite und eine feste Wand aus Eichenstämmen auf der anderen Seite - das sollte den Vormarsch der Alliierten stoppen!

Nun, ich hatte die Aufgabe, die Stämme von Gendringen - sie stammten aus dem Wald bei Engbergen - zu holen, und zwar auf einem Waggon der Gelderschen Tram. Ohmen Hubert gab mir noch den guten Rat: „Et Perd neet tössen de Schienen lopen laoten; ömmer schräg trecken, as wei'j de Waggon üt de Schienen trecken welt!“ Es gelang mir, den hoch vollgeladenen Waggon bis Huying zu schleppen; an der engen Hausecke wäre es zuletzt fast noch zum Unglück gekommen, wenn sich das Pferd nicht losgerissen hätte: Die Bremsen hatten versagt.

Mit dem Artilleriebeschuß kamen auch Flüchtlinge aus der Stadt: Eine Frau mit Kindern, Verwandte von „Bäsken“ Welbers, Frau Alfred Heßling mit Sohn Fredi. Außerdem waren noch anwesend der Nachbar Michelbrink mit seiner hochschwangeren Frau, da sie selbst keinen Keller hatten. Insgesamt waren wir zu 15 Personen, die sich regelmäßig in unserem Gewölbekeller (unter dem „Opkämerken“) versammelten. Dazu kamen noch ca. 15 Mann von SS und Fallschirmtruppe, die ihr Quartier im Silo-Unterstand neben dem Haus hatten. Wir hatten diesen vorsorglich gebaut, mit Balkendecke, Reisig und Erde abgedeckt und sogar mit einem zick-zack-förmigen Eingang zum Splitterschutz.

Im übrigen trieben sich die Soldaten im ganzen Haus herum, insbesondere wohl zur Beobachtung. Sie hätten sehr gern ihren Silobunker mit unserem Gewölbekeller getauscht, vermutlich der Lebensmittelvorräte wegen, die hier lagerten. Sie versuchten auch, deswegen Druck auszuüben. Es war Ohmen Hubert Thier, der ihnen furchtlos bedeutete: „Hier bliieven wej! Ouen Plaats es door baoven!“. Sie haben es dann nicht mehr versucht schließlich waren sie ja auch von uns abhängig in punkto Beköstigung. Tante Johanna hat immer fleißig Suppe gekocht für die ganze Truppe.

In dieser Zeit ist dann ja auch der Mord an Bauer Bernd Angenendt und Frau geschehen. Nach Ostern, als die Luft wieder rein war, kam der Knecht von dort und bat um Hilfe. Er erzählte mir dann den Ablauf der Tragödie: Der Bauer war am Donnerstag, den 29. 3. - also am Tag, wo die Engländer bereits beim Nachbarn Loffeld auf dem Hof waren, - von einem deutschen Soldaten aufgefordert worden, anzuspannen. Bernd hat sich geweigert unter Hinweis, daß jetzt Schluß sein müsse; zwei seiner Söhne ständen noch beim Militä. Es kam zu einem Wortgefecht, wobei der Soldat die Waffe hob und den Bauern kaltblütig erschöß. Daraufhin ging er zum Erdbunker, den sie sich neben dem Hause gegraben hatten, und warf eine Handgranate hinein,

wohl wissend, daß sich Personen darin befanden. Frau Angenendt wurde schwer verletzt. Ihre Tochter Marie und ein deutscher Soldat die sich auch noch im Bunker befanden, wurden von mehreren Splintern verletzt. Alle wurden noch nach Millingen zum Krankenhaus gebracht - und zwar von den Engländern, die am selben Tag abends kamen. Frau Angenendt starb dort an den Folgen ihrer Verletzung.

Vom Hof aus konnten wir die Straße zwischen Gendringen und Megchelen beobachten. Am 30. 3. war dort reger Betrieb mit Panzern, und allen möglichen Fahrzeugen. An diesem Tag hatten wir noch wohl an die 25 deutsche Soldaten im Haus. Gegen 9 Uhr kam Agnes Loffeld vom Hof auf der anderen Straßenseite und erzählte uns: „Bei uns sind schon die Engländer; wir sollen alle zur Landfort kommen. Wie kommt es denn, daß hier noch Deutsche sind?“ Sie konnte es nicht verstehen, daß die Engländer noch nicht hier seien. Sie kam im übrigen mit der Bitte, ich solle doch herüberkommen, bei Opa Wiessing regne es ins Bett, da im Dach ein großes Loch sei; ich solle es doch flicken. Davon war nun nicht mehr die Rede; sie durfte nicht „über die Front“ zurück und mußte bleiben.

3 Stunden später kam Mutter Loffeld: „Wo ist Agnes“ - und wieder dasselbe Erstaunen. Sie mußte gleichfalls dableiben. Da aller guten Dinge drei sind, kam gegen 15 Uhr noch Oma Wiessing und suchte die beiden. Sie reagierte jedoch auf die Forderung, zu bleiben, ganz anders als ihre „Vorboten“. Sie rief (wörtlich): „Leck mijn de Kond, wej motten rümen; de Engländer sönt daor; wej motten nao de Landfort!“- sprach, schnappte sich die beiden anderen und marschierte nach Loffeld zurück.

Nachdem die deutschen Soldaten nun zum dritten Mal hörten, jenseits der Straße lägen schon die Engländer, zögerten sie nicht lange und wollten sich in aller Stille zum Hardenberg hin absetzen. Das heißt, so still ging es wiederum nicht die Engländer beobachteten sie und deckten sie total mit Granat-werferfeuer ein.

„Es war viel Arbeit“, erinnert sich Theo Lubbers‘ „die vielen kleinen Löcher in dem Weidegelände zum Hardenberg hin wieder aufzufüllen, ca. 1 m Durchmesser, 20 cm tief. Ich habe sie gezählt: auf dem ca. 1 ha wohl an die 300 Stück. Dazu kamen auf dem gesamten Hofareal noch 28 große Bom-

benlöcher. Gott sei Dank gab es nicht auch noch Laufgräben und Mannlöcher.

Am Karfreitag kam dann von Loffeld her der schon erwartete Stoßtrupp der Engländer zu uns; Panzer rollten über die neue Brücke an der Landfort zum Wäldchen bei Daniels und verschanzten sich dort. Sie ließen uns

unbehelligt und zogen rasch weiter. Sie warnten uns, jetzt schon nach Anholt zur Stadt zu gehen, da die Lage noch nicht geklärt sei. Wir hatten ohnehin in den nächsten Tagen genug zu tun; von morgens bis abends saß ich auf dem Dach, um die Ziegel zu richten und um das Haus wieder dicht zu bekommen.

Im übrigen haben wir auf dem Dwardfeld vom Brand in Anholt und dem Sprengen der Kirchtürme nichts gemerkt. Einerseits hatten wir mit uns und unseren Sorgen genug zu schaffen, andererseits war die Gegend voller Explosionen und Knallerei, sodaß wir garnicht mehr unterscheiden konnten. Beim Hardenberg zum Beispiel stand ein überschweres deutsches Geschütz in Stellung (es hieß, es soll ein russisches gewesen sein), das über unseren Hof hinwegfeuerte zur anderen Rheinseite hin. Jeder Abschuß hörte sich an wie eine Bombenexplosion.

Der Viehbestand war dezimiert um drei Rinder, die tot auf der Weide lagen und um ein Pferd. Letzteres wollte Ohmen Hubert noch in den Stall führen‘ als die Knallerei wieder losging und er Deckung suchen mußte. Das Pferd wurde nachher zusammen mit dem Pferd von Flaßwinkel gleichfalls tot auf der Weide aufgefunden.

Als Ende April der Hof wegen des Niemandslandes geräumt werden mußte, zogen wir zunächst zur Mühle. Ohmen Hubert war bei Roes (Bonnes) in der Breels untergekommen. Dort übernachtete er; den Tag über war er auch an der Mühle. Bei Roes liefen auch unsere zwei Pferde, der Stolz von Ohmen Hubert. Das Milchvieh hatten wir aufgeteilt: Eine Hälfte lief auf dem Stadtbruch, die andere Hälfte in Empel am Schwarzen Weg. Es galt die Abmachung: Milch und Kälber gegen Weide. Das Jungvieh weidete bei Theo Köster in Speldrop zwischen Rees und Bienen. Die Gegenleistung bestand darin, daß vorher - mit noch Helfern aus Rees - große Flakstellungen in dem Weideland eingeebnet werden mußten. Der Hausrat ging teils zur Mühle, teils nach Roes.

Überhaupt erfolgte zu damaliger Zeit die „Bezahlung“ entweder in Gegenleistung oder in Naturalien. Zum Beispiel erhielt Jan Driever einen langen Wagen voll Heu dafür, daß er in Speldrop bei der Heuernte half und 3 Wagen Heu nach Anholt transportierte. - Und Jan lud gut, besonders, wenn es um sein „Deputat“ ging.

Anholt, Empel, Speldrop - man war dauernd unterwegs, das alles per Fahrrad auf den „unverwüstlichen“ Vollgummireifen. Als wir Ende Juni unser Haus im Dwardfeld wieder betreten durften, fingen wir an, die Fenster zu verglasen - sie waren ja bislang verbrettert gewesen. Wir beschafften uns eine Lichtmaschine von einem am Wege liegenden Auto,

dazu ein Benzinmotörchen und bastelten uns daraus ein „Aggregat“. Mit einer Autobatterie als Puffer und Autobirnen als Lampen hatten wir so das Notwendigste an Beleuchtung. Leitungen gabs ja genug: „Tommykabel“ lagen überall massenhaft herum. Unsere Wasserpumpanlage mußten wir neu errichten; die alte hatte die Zeit des Niemandlandes nicht überlebt.

Josef Hebinck

Wie überall auf den Bauernhöfen hatten wir auch unseren Hauskeller abgestützt und die Kellerlöcher nach außen hin abgedichtet. Weiterhin war von den Soldaten das Kartoffelsilo mit Balken, Holz und Buschen abgedeckt worden und stand so auch als Unterstand zur Verfügung. Daneben gab es noch ein Erdloch mit Wellblech- und Sandabdeckung. Unsere Familie, d.h. die Eltern nebst drei Kindern, benutzten ausschließlich den Hauskeller. Die Stadtbevölkerung hat bei uns auf dem Hofe nicht Schutz gesucht, da man mit Recht annahm, daß der Angriff vom Westen, also von Gendringen und Megchelen her erfolgen würde, da die Issel ja Verteidigungslinie war.

Anfang Februar 45 wurde, von Deventer herkommend, hinter unserem Hof bis nach Loffeld hin eine leichte Flak-Stellung aufgebaut, 2-cm-Geschütze und einige Vierlingsgeschütze. Am 13. 3. war die Einheit noch dort; dieses Datum habe ich mir gemerkt, da an diesem Tag noch ein kanadischer Jabo abgeschossen wurde. Die Maschine brannte nicht; der Pilot hatte offensichtlich noch notlanden wollen. Das Flugzeug stürzte in den Eichenwald bei der Landfort. Wir rannten über die Notbrücke hinter unserem Hause dorthin. Die Kanzel lag mit dem Piloten in einem trockenen Graben. Wir befreiten den Piloten aus der Kanzel, allein es war zu spät; er war tot.

Der Tote wurde auf dem Friedhof zu Gendringen beerdigt wo er inmitten seiner Fliegerkameraden liegt: 30 an der Zahl, sie alle im Laufe der letzten 4 Jahre durch Abschluß im Raume Gendringen zu Tode gekommen.

Am 22. 3. wurde die leichte Flakeinheit nach Empel verlegt. Die Verlegung war ihr Glück. In der Nacht vor ihrem Abzug nämlich hatte ein alliiertes Aufklärungsflugzeug die Stellung geortet woraufhin dann am 23.3. nachmittags ein Bomberkommando das ganze Areal mit Splitterbomben belegte. Die gleichen Stellungen wurden dann sofort von einer Einheit mit 3,7-cm-Flakgeschützen belegt.

Als am 23. 3. gegen 17 Uhr das Artilleriefeuer aufflammte, haben die

Alliierten sofort alle Flakstellungen bombardiert. Sie haben dabei sehr genau gezielt; vier schwere Bomben fielen in nur 20 m Entfernung. Die Soldaten in den Bunkern wurden nicht getroffen.

Die Engländer waren schon in Megchelen (vermutlich am 27. 3.), da hörte ich den Kommandeur sagen: „Heute Abend schießen wir den Dorfrand von Megchelen in Brand.“ Abends gegen 17 Uhr schossen sie dann über die Issel hinweg auf die Gehöfte an der Hooge Straat, die zur Landfort führt. Die Höfe von Kabbes, Roessing und noch weitere Häuser an dieser Straße brannten ab. Das Haus Kabbes wurde nicht wieder aufgebaut.

Aus Furcht vor der Einkesselung - die Engländer waren inzwischen über Anholt bis Bredenbroek vorgestoßen - hat sich die Flakeinheit mit dem übrigen Militär über Hardenberg-Voorst nach Ulft zurückgezogen. Wir mußten dazu unseren langen Wagen abgeben; das Zugpferd hatten sie anderswo requiriert. Sie mußten über den Hardenberg, da die Straßenbrücke nach Gendringen zerstört war. Auch die Bahnbrücke daneben war gesprengt worden. Von der Wucht der Sprengung waren die Stahlträger auf die Hardenbergsche Allee geschleudert worden.

Als die Alliierten nachrückten, haben Pioniere sofort mit der Herstellung bzw. dem Neubau der Brücken begonnen. Am Karsamstag noch haben sie die Brücke nach Gendringen neu gelegt. Das Material dazu holten sie sich von dem Gelände der Schwanenburg, wohin sie ihr gesamtes Pioniermaterial verbracht hatten. Man hatte offensichtlich vor, auch dort eine völlig neue Brücke zu bauen. Das Gelände war jedoch wohl wegen der Niederungslage nicht geeignet. Sie bauten jedoch an der Landfort eine Brücke, über die dann der Hauptstoß der Panzer in Richtung Anholt lief.

Man war sehr darauf bedacht, für die Panzer absolut festen Untergrund zu haben. Im Feldschlag - zwischen Issel und Feldschlaggraben - war solch ein Panzerungetüm auf weiches Erdreich geraten; alle Versuche, sich selbst zu befreien, mißlangen. Zum Schluß schaute nur noch der Turm aus dem Wasserloch heraus. Pioniere haben den Panzer nachher mit Hebefahrzeugen herausgeholt.

An dieser Stelle noch eine „Episode“ von Jan Heßling‘ dessen Haus ja unmittelbar in der Nähe dieses Geschehnisses lag: Jan hatte sich neben dem Haus auch einen Erdbunker gebaut und befand sich darin, als die Engländer von der Landfort herkamen. Einer sah das Loch und kontrollierte mit vorgehaltenem Gewehr; er rief mehrfach „Hallo“. Jan kroch das schräge Loch hoch, und wie er seinen markanten Kopf aus dem Loch steckte, schoß der Engländer auch schon - allerdings zu seinem Glück etwas zu hoch, sodaß die Kugel über seinen Kopf und Rücken hinwegging. Der Engländer

erkannte dann den Zivilisten, der sich zudem dann auch noch als Holländer ausweisen konnte.

Lange Zeit lag im Hause Hebinck auch ein Oberzahlmeister namens Graf. Dieser besoldete die Flaktruppe in deutscher und niederländischer Währung.

Bemerkenswert an seinen Geldscheinen war, daß die Gulden-Scheine frisch aus der Presse stammten und noch nicht in Umlauf gewesen waren.

Die Truppe des Hptm. Telchmann fiel dagegen kaum auf. Er selbst war noch in der letzten Nacht, bevor er sich absetzte, auf dem Hof.

Schlimmer waren die Fallschirmjäger der 6. FJ-Division. Es waren Haudegen und Kriegsveteranen von Monte Cassino; man erkannte sie sofort an der besonderen Form des Stahlhelms. Sie kamen als letzte Nachhut ein bis zwei Tage vor den Engländern.

Der Hof Hebinck hatte alles in allem Glück. Die Gebäude blieben weitgehend erhalten. Aber auch wir wurden von den marodierenden Nachbarn nicht verschont. Am Ostermontag kamen deren zwei und holten die beste, trüchtige Kuh Erika aus dem Stall. Sie lief noch lange jenseits der Issel auf der Weide. Wenn sie von meinem Vater gerufen wurde, kam sie muhend jedesmal bis zur Issel getraht.

Bei Loffeld wurde einen Tag später das Pferd aus dem Stall requiriert. Der alte Wissing suchte das zu verhindern, konnte sich jedoch gegen die Brachialgewalt der Soldaten nicht durchsetzen.

Der Plan, das Dwarselfeld zum Niemandsland zu machen, zwang alle Bauern zum Auszug. Wir zogen mit Sack und Pack zu Baumann am Höftgraben in Liedern. Es war ein Treck mit 8 Kühen, diversen Rindern und Kälbern, mit Schweinen und Federvieh. Baumann stellte ein Fuhrwerk zur Verfügung. Fast täglich wurde innerhalb der Ankündigungsfrist gefahren, bis der ganze Hausrat nach Liedern geschafft war. Dabei war der Weg garnicht so einfach zu bewältigen: Er ging über Isselburg' Werth, an Boltinks Mühle vorbei zum Höftgraben. Dieser war teilweise vermint sodaß man Umwege über die Wiesen machen mußte.

Am Tag vor „Sönt Jan“ (23. 6.) durfte die Hofstelle wieder bezogen werden, allerdings nur mit Ausweis. Dieser berechnete, über Tag dort zu arbeiten, von morgens 8 bis abends 20 Uhr. Dabei kam es vor, daß man auch schon mal nachts auf dem Hof blieb - in einem Versteck, versteht sich. Bei solchen Gelegenheiten konnte dann beobachtet werden, daß die holländischen Soldaten aus Brabant die im Zollamt Gendringen stationiert waren, Ausflüge machten und „requirierten“. Man mußte sie gewähren lassen, war man doch froh, nicht entdeckt zu werden.

Aber das „Requirieren“ oder „Organisieren“ war allen schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es jeder tat, der die Macht hatte. Das war auch schon lange Zeit vorher so. Im Herbst 44 kamen z. B. einige deutsche Soldaten über den Brückensteg hinter unserem Haus mit drei mittleren Rindern, einem Schaf und einer Ziege. Mein Vater sah das ärmliche Viehzeug und stellte fest: „Jetzt habt ihr den armen Leuten drüben auch noch die letzte Habe abgenommen.“ Die Kritik konnten sie nicht ertragen; sie wurden ruppig und schrien: „Hier bei euch gehören ein paar Handgranaten rein!“ Im großen Ganzen war man ja heilfroh, diese wirren Zeiten bis auf den gefallenen Sohn und Bruder Franz glimpflich überstanden zu haben. Das mögen auch die englischen Flieger empfunden haben, die November 45 auf einmal vor unserer Haustüre standen und uns in Uniform besuchten. Ihr Anliegen war, sich das bekannte Terrain, in dem sie ihre Haut damals zu Markte getragen hatten, noch einmal in Frieden und Ruhe anzuschauen.

Fr. Maria Testroet geb. Roes, Josef Roes

Wir hatten auf unserem Hof hinter dem Hühnerstall ein Kartoffelsilo mit Balken und Reisigbuschen so verstärkt, daß wir uns dort einigermaßen sicher und geschützt fühlten. Mit dem Beginn des Artilleriebeschusses und der Flucht der Stadtbevölkerung kamen zu uns Frau van de Loch mit zwei Kindern, Maria Bruns mit Kind und Frau Hoffmann vom Eiermarkt. Schon früher waren aus unserer Verwandtschaft aus Kranenburg und Kleve vier Personen zu uns geflüchtet.

Entlang der Issel von Anholt bis Gendringen verlief die sogenannte Auffanglinie, die gehalten werden sollte. Der Hof lag voller Fallschirmjäger. Diese Linie wurde jedoch in der Karwoche langsam von der Stadt her aufgerollt und die Engländer postierten in dem Wäldchen vor Angenendt (heute Daniels) Granatwerfer, die auf alles schossen, was sich im Dwarselfeld bewegte.

Wer wußte schon im Bunker, was sich dort draußen abspielte. Am Karfreitag (30. 3.) gingen unser holländischer Knecht Frans Kroesen, der dienst-verpflichtet war, und ich zum Melken. Wir waren gerade begonnen, als es sehr nahe knallte; es war wohl der Abschluß einer Mörsergranate. Frans sprang auf, rannte nach vorn an der Kuh vorbei - jedoch, es ging nicht. Die Kuhhalterung (sog. Reppel) verhinderte die Flucht. Also lief er zurück über den Mistgang auf den Flur. Schicksalhaft schlug eine weitere

Granate gegenüber der Türe ein. Ein Splitter traf Frans in den Rücken. Wir schleppten ihn bis zur Pumpe auf der Diele, dann durch den Flur und durch die Küche bis in den Hauskeller, wo er unter unseren Händen starb. Am nächsten Tag wickelten wir ihn in eine Zeltplane. Wir gruben ein flaches Grab unter dem Nußbaum, welches wir seitlich und oben mit Brettern abdeckten - darüber noch Erde und ein einfaches Kreuz. Wir hatten alles so vorbereitet daß man den Leichnam später leicht wieder exhumieren konnte. Diese erfolgte dann auch Ende April durch seine Angehörigen, die ihn in seine Heimat überführten.

Nach diesem Vorfall wagten wir uns kaum noch aus dem „Bunker“. Die Engländer waren inzwischen an Anholt vorbei nach Norden zur Regniet und zum Hahnerfeld vorgestoßen. Im Westen standen sie bis Engbergen. „Ich erinnere mich“, so Frau Testroet, daß ein Soldat bemerkte: „Jetzt sind wir bald eingekesselt.“ Die Konsequenz war der sofortige Rückzug in Richtung Voorst. Die Soldaten räumten die ‚Fitzkamer‘, in der sie bislang noch Quartier hatten.

Mit den ersten Nachrichten aus der Stadt kam dann auch die niederschmetternde Nachricht daß Wilhelm Telaak, der zweite Mann meiner Mutter, an der „Langen Brücke“ zu Tode gekommen war. Er war ein feinsinniger, ruhiger Mensch, der absolut unmilitärisch, vom Kriegshandwerk nichts verstand und auch nichts verstehen wollte. Wilhelm Telaak wurde Donnerstags vor der Karwoche (am 22. 3.) mit vorgehaltenem Karabiner von zwei bekannten Anholter Nazis zum Volkssturm gezwungen. Er und Bernhard Döring, der auch dabei gewesen sein soll, lagen hinter den Betonklötzen an der gesprengten Langen Brücke der Issel mit der Panzerfaust. Diese Betonklötze lagen an jedem Ortseingang. Sie sollten als Panzersperren auf die Straße gerollt werden. Hinter solch einem dicken, runden Betonklotz lag er mit der Panzerfaust, von der er sicher nicht wußte, wie das Ding funktionierte, als ihn bei einem Artillerieüberfall ein Splitter in den Hals traf. Es war der Montag in der Karwoche, der 26. März. Man beerdigte ihn als ersten auf dem jetzigen Soldatenfriedhof und hat ihn später in das Familiengrab umgebettet.

Nachdem die deutschen Soldaten - die vorher noch kräftig „fouragiert“ hatten - sich in Richtung „Kraienbos“ abgesetzt hatten, meinte einer der Verwandten aus Kranenburg: „Die Deutschen sind weg, jetzt müssen wir die weiße Fahne heraushängen.“ Er holte also zusammen mit „Jupp“ ein Laken, rannte mit der „Fahne“ unter dem Arm aus dem Haus heraus und - einem Engländer vor das Gewehr. Er mußte mit dem Gewehr im Rücken ins Haus vorangehen und ihn bis zum Keller bzw. Bunker führen. No Military -

.es geschah also nichts. Ein paar Soldaten, die noch im Keller unter Decken versteckt waren, bemerkten sie nicht diese machten sich in der Nacht in „Arbeitskluft“ mit geschulterter Hacke, aus dem Staub.

Nach der ersten Fronttruppe kamen die „Neger“. Sie kamen mit Schützenpanzerwagen aus Richtung Anholt und wollten über Hardenberg in Richtung Voorst. Die „Schwarzen“ verhielten sich korrekt - sie gaben sogar den Kindern noch Schokolade. Weniger freundlich verhielten sich fanatisierte Holländer, die unmittelbar hinterherkamen. Es waren – so darf man im nach-hinein sagen - Plünderer in Zivil. Mit vorgehaltenem Gewehr ließen sie das Radio und sonstige Wertgegenstände mitgehen; auch das rechtmäßig gekaufte holländische Fahrrad der Frau Hoffmann: „Holländische Fitz? - Gehört uns!“

Im Monat April wurde versucht, so gut es ging wieder auf dem Hof Ordnung zu schaffen, soweit das ohne jede männliche Hilfe möglich war. Die Engländer kamen ab und zu und requirierten oder versuchten es immer Wieder. Sie waren scharf auf Eier und Geflügel. „Ich erinnere mich“, so Jupp Roes, „da stand er mit mehreren Hühnern in der Hand. Aber unser Verwandter – mit Erfahrung offensichtlich von der Klever Front herrschte ihn an, wobei er mehrfach das Wort ‚Kommandantur‘ fallen lies; der Engländer gab die Hühner wieder heraus. Das Zauberwort ‚Kommandantur‘ hat uns danach noch oft geholfen.

Ende April kam dann die Ankündigung: Das ganze Dwarselfeld ist zu räumen; es darf als „Niemandland“ in 14 Tagen nicht mehr betreten werden! Man nahm Kontakt auf mit dem Elternhaus des gefallenen zweiten Vaters Telaak in Haldern. Ein Transport wurde zusammengestellt, oder besser gesagt: Ein Treck, bestehend aus 14 Kühen, Schweinen, Hühnern und einer Menge Hausrat. Ein junges Pferd stand ja noch im Stall; ein anderes Pferd hatten die Fallschirmjäger noch hinterlassen, - einen bockigen Gaul, fast untauglich, einen Wagen zu ziehen.

„In Haldern kamen wir“, so Frau Testroet, „gleichsam vom Regen in die Traufe“. Dort gab es die berüchtigten Großlager mit 30.000 Polen und 10.000 Italienern. Es gab Übergriffe noch und noch; einmal plünderten die Lager-insassen ganze Gehöfte aus, ein andermal wurden ganze Felder „abgeerntet“. Auf der anderen Seite wird berichtet, daß sie jedoch auch Schäden an Kirchengebäuden, Glasfenstern usw. (wie z.B. in Haldern) restaurierten. Die Bauern organisierten regelrechte Wachen, um ihre Habe zu schützen. Man hatte dabei die Engländer auf seiner Seite. Man sah sie kommen und schickte einen Boten zur Kommandantur, die daraufhin ein Kommando losschickte. Aber auf die Dauer konnten sie gegen so viele

immer weniger ausrichten. Es blieb den Bauern nichts anderes übrig, als nach mittelalterlichen Methoden ihre Höfe zu verbarrikadieren.

In der Zeit vor der Errichtung des Niemandslandes kamen auch ab und zu vereinzelt Russen durchs Dwarselfeld. Sie waren jedoch harmlos und gutmütig. Sie versuchten sich in Tauschgeschäften: „Da Stock - ein Brot“, und sie boten phantasievoll geschnitzte Spazierstöcke an. Ein anderer bot Ringe an, hochglanzpoliert mit einer Aufschrift im Inneren: Deutscher Reichspfennig. -Sie waren aus Groschen hergestellt.

Es kam der Tag vor „Sönt Jans“, der 23. 6. 45: Die Bauern des Niemandslandes konnten mit Ausweis ihre Höfe wieder betreten. Es durfte außerhalb der Sperrstunden der Nacht wieder gearbeitet werden. Das war die Zeit wo der Treck von Haldern wieder zum Dwarselfeld zurückzog. Es waren diesmal weniger Kühe, die im Zug mitliefen. Ein Teil der Tiere wurde von den Halderner Bauern einbehalten als Entschädigung für den Weideauftrieb. Auch das mag als Zeichen dafür dienen, wie weit das Gespür für Anstand und Sitte abhanden gekommen war. Es waren Jahre erforderlich, den herunter-gekommenen Viehbestand wieder auf Qualität zu bringen. Später. Ende Juni, gab es auf Antrag sog. Niemandsland-Ausweise. Mit diesen durfte man von 8.00 bis 18.00 Uhr sein Feld bestellen bzw. ernten. Während dieser Zeit hatte sich Mutter Roes abends etwas verspätet und hatte zur Sperrstunde noch nicht die Grenze passiert. Diese verlief damals - von der Stadt aus gesehen - kurz hinter Mommertz. Sie war vielleicht noch ca. 50 m davon entfernt, als die Belgier mit dem Panzer aufkreuzten und sie zum Schloß mitnahmen. Dort erhielt sie den Auftrag, den Panzer zu putzen. Danach durfte sie wieder gehen.

Es war ein stiller Krieg, der in diesen fast 5 Monaten bis zur Aufhebung des Niemandslandes mit den „Räubern der Nacht“ geführt wurde. Man baute über Tag auf und freute sich, wenn man am anderen Morgen alles so wiederfand, wie man es verlassen hatte bzw. mußte.

Nachdem sich im Laufe der Zeit die Dinge wieder etwas normalisiert hatten, wurde etwa Mitte November die Sperrzone aufgehoben, und wir durften wieder in unser Haus einziehen.

Anne Heitmann, geb. van Hagen

(Interview und Bericht von Theo Schütt)

Von dem seit September 1939 herrschenden Krieg waren Anholt und seine Bevölkerung – abgesehen von gelegentlicher Einquartierung und feindlichen

Bombenabwürfen ohne nennenswerten Schaden, dem Absturz eines alliierten Bombers in unmittelbarer Nähe unseres Hauses, aber leider auch der Nachricht vom Soldatentod Anholter Männer - bis zum Herbst 44 nicht sonderlich betroffen.

Parallel zum Vordringen der alliierten Truppen westlich des Rheins, verstärkten sich in den letzten Monaten des Jahres 44 die Aktivitäten der feindlichen Luftwaffe, aber auch der deutschen Wehrmacht durch Truppenbewegungen von und nach Holland. Tieffliegerangriffe, von denen die Zivilbevölkerung unmittelbar betroffen war, waren an der Tagesordnung. Bombengeschädigte aus den Nachbarstädten Rees und Emmerich fanden auch in Anholt bei Verwandten, Bekannten und befreundeten Familien notdürftige Aufnahme. Bergleute aus dem Ruhrgebiet und Kriegsgefangene, die sogenannten „Schanzer“, die in großer Zahl in Anholt untergebracht werden mußten, errichteten Befestigungsanlagen, vornehmlich Schützengräben, auch in der Bauerschaft Dwarselfeld.

Zunehmende militärische Bewegungen des deutschen Heeres, Bombenabwürfe in und um Anholt und Tieffliegerangriffe auf deutsche Artilleriestellungen in Vehlingen deuteten den bevorstehenden Rheinübergang der alliierten Truppen an. Nach schweren Bombenangriffen auf Stadt und Schloß Anholt am 21., 22. und 23. März 45 begann nach heftigem und anhaltendem Trommelfeuer der gegnerischen Artillerie, das von Bombenabwürfen und Tieffliegerangriffen begleitet wurde, am 24. März der Übergang der Feindtruppen über den Rhein.

Die Stadtbevölkerung suchte Schutz in den umliegenden Bauerschaften. In unserem selbst hergestellten Erdbunker waren mit unserer Familie insgesamt etwa 20 Personen untergebracht. Die Tage und Nächte in dem Schutzbunker waren furchtbar. Ständiger Artilleriebeschuß, gelegentliche Tieffliegerangriffe und Bombenwürfe im Hofgelände und der unmittelbaren Umgebung verängstigten alle Bunkerinsassen und machten eine auch nur ausreichende Versorgung und Entsorgung fast unmöglich. Die gegenseitige nachbarschaftliche Hilfe war, soweit es die Kriegshandlungen überhaupt zuließen, in diesen schweren Tagen beachtlich. Hervorzuheben ist auch die seelsorgerische Betreuung durch unseren Pfarrer Edmund Janssen, der uns - wie viele Massenunterkünfte - mehrmals, ungeachtet der Gefahren durch Artillerie- und Tieffliegerbeschuß, besuchte und versuchte, seine Pfarrangehörigen in ihrer Angst und Not zu beruhigen und ihnen Hoffnung zu machen. Durch Granatsplitter wurde ein kleiner Junge beim zufälligen Verlassen des Bunkers leicht verletzt. Mein alter Vater wurde beim

Viehfütern von einem Granatsplitter schwer getroffen. Mein Mann transportierte den Schwer-verletzten zum Hauptverbandsplatz im Schloß Anholt und nach der Notbehandlung auch wieder zurück.

Im Stall wurden mehrere Tiere durch von Tieffliegern abgeworfene Splitterbomben ebenfalls verletzt.

Wie viele Anholter Männer, so wurde auch mein Mann zum Wachdienst an den Panzersperren zum Volkssturm gezogen. Unser Nachbar, der Landwirt Telaak, ist bei einem derartigen Einsatz von Granatsplittern tödlich verletzt worden. Er blieb nicht der einzige Anholter, der im Rahmen des Volkssturmeinsatzes den Kriegstod fand.

Während der Fronttage suchten mehrfach verstreute deutsche Soldaten Unterkunft in unseren Hofgebäuden. Auch wurde von deutschen Soldaten im Stallgebäude eine größere Anzahl Granaten gelagert. Von abrückenden Wehrmachtsangehörigen wurde schließlich noch unser Pferd mitgenommen.

In der Frühe des Karfreitags (30. 3.) holten uns alliierte Soldaten aus dem Bunker. Wir waren alle voll banger Erwartung, was jetzt mit uns geschehen würde. Nach einer Leibesvisitation konnten wir uns frei bewegen. Noch im Hofbereich befindliche deutsche Soldaten wurden nach Abgabe der vorhandenen Waffen als Kriegsgefangene abgeführt. Alle Zivilpersonen mußten sich fortan noch im Erdbunker aufhalten.

Innerhalb kurzer Zeit wurde aus den Wohn- und Betriebsgebäuden und der Hoffläche ein regelrechtes Heerlager der Besatzungstruppen. Mit benutzt wurde auch die Küche nebst Geschirr, das größtenteils von den abrückenden Soldaten mitgenommen wurde. Die Grundstücke rund um unseren Hof waren mit Fahrzeugen, Panzerwagen und sonstigem Kriegsgerät der Alliierten beparkt. Am nächsten Tag war von den Besatzungssoldaten und dem Kriegsmaterial nichts mehr zu sehen. Die Gebäude sahen verheerend aus. Die Grundstücke, auf denen Fahrzeuge und Panzer abgestellt wurden, waren platt gewalzt und hart wie Beton.

Wir konnten nun nach dem Frontübergang die schwer beschädigten Wohn- und Wirtschaftsgebäude - soweit sie überhaupt benutzbar waren - wieder in Besitz nehmen. Unsere Bunker-Einquartierung ging zurück in das fast vollkommen zerstörte Städtchen. Nach dem Abräumen des nach den Kampfhandlungen herumliegenden Unrates und der notdürftigen Instandsetzung der noch reparaturwürdigen Gebäudeteile, stand die längst überfällige Feldbestellung, die durch Schützengräben sowie Bomben- und Granattrichter fast unmöglich war, an.

Ungern erinnere ich mich der Plünderungen durch befreite russische Kriegs-

gefangene und unsere holländischen Nachbarn, die sich für das ihnen von Deutschen in der Kriegszeit zugefügte Unrecht an der Grenzbevölkerung zu rächen versuchten. Vieh wurde aus den Ställen geholt und Hausrat und Wäsche - aber insbesondere Fahrräder - aus den Häusern und Trümmern geraubt. Aus unserem Haus wurden von Holländern mehrere Fahrräder gestohlen.

Nach und nach kehrten Ruhe und Ordnung in den Tagesablauf zurück. Mit den von der Militärregierung verordneten Beschränkungen konnte man leben. Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung waren, trotz der teilweisen Selbstversorgung, in der Landwirtschaft spürbar. Die Beschaffung des für die Behebung von Kriegsschäden an den Gebäuden notwendigen Materials, war gänzlich ausgeschlossen.

Ein weiteres, für die Grenzbevölkerung schreckliches Ereignis, nur wenige Wochen nach dem Ende der Kriegshandlungen, darf in einer Betrachtung der Situation im Jahre 45 nicht fehlen: Die Anordnung eines Sperrgebietes, des sogenannten „Niemandlandes“, entlang der holländischen Grenze durch die Militärregierung traf fast alle Anholter Bauernfamilien und auch dort wohnende Familien, insbesondere der Zollbediensteten. Bis zum 10. Mai mußten alle das Niemandland verlassen haben. Unter Mitnahme des toten und lebenden Inventars fanden diese „Westvertriebenen“ bei Verwandten, Bekannten und befreundeten Familien in Anholt und der näheren Umgebung notdürftige Unterkunft. Die gesamte Bauernschaft Dwarselfeld - bis auf unseren, direkt an der Ostgrenze des Sperrgebietes gelegenen landwirtschaftlichen Betrieb - war Leidtragende dieser unverständlichen Maßnahme der Besatzungsmächte.

Die Familie meines Schwagers, Willi Heumann, konnte in unserem Wohngebäude, das infolge der Kriegsschäden nur teilweise benutzbar war, auf engstem Raum aufgenommen werden. In den ebenfalls beschädigten Wirtschaftsgebäuden war es fast unmöglich, Vieh und landwirtschaftliches Gerät von zwei Betrieben unterzubringen. Das verlassene Gebiet durfte bei Androhung sofortiger Erschießung nicht betreten werden. Die ohnehin schwer getroffene Stadt Anholt und ihre Bevölkerung, in dieser Zeit der gemeindlichen Eigenversorgung auf die Erzeugnisse der heimischen Landwirtschaft dringend angewiesen, waren in bedenklichem Umfang Mitbetroffene der Anordnung des Niemandlandes.

Ab Anfang Juli war es schließlich möglich, mit Passierscheinen der Militärregierung zur Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke das Sperrgebiet zu betreten. Die ständige Ungewißheit, das an der Grenze geräumte Gebiet könnte von Holland als Kriegsentschädigung beansprucht

werden, wurde schließlich dadurch beseitigt, daß alle Familien Anfang November 45 auf ihre Höfe bzw. in ihre Wohnungen zurückkehren konnten.

Regniet

Frau Hermine Schlüter, geb. Volmering

In den Tagen des 21. und 22. 3., als die Bomben fielen und die Artillerie immer heftiger zu schießen begann, flüchteten viele Menschen aus der Stadt zur Regniet. Viele flohen auch weiter nach Holland, denn der Norden und der Nordosten waren noch frei; der Angriff der Engländer erfolgte vom Süden und Westen her. An der Issel entlang war eine Verteidigungsstellung aufgebaut. Es wäre aus diesem Grunde Selbstmord gewesen, etwa nach Gendringen hin flüchten zu wollen.

In den beiden Kellern auf dem Bauernhof versammelten sich in diesen Tagen etwa 50 Menschen. Der Rübenkeller im Schweinestall war eigentlich kein Keller und hätte mit seiner Holzbalkendecke keinem Treffer standgehalten. Die Rüben waren ausgeräumt und der relativ große Raum war mit sauberem Stroh einigermaßen wohnlich hergerichtet worden. Im Wohnhaus gab es noch einen Gewölbekeller, in dem sich übrigens zum kritischen Schluß alle versammelt hatten.

Anwesend waren u. a. neben der eigenen Familie, Pastor Janssen, Pater Steinhäuser, die beiden Damen Brüns (immer mit Hütchen!) . der (alte) Hubert Delsing mit seinen beiden Töchtern, Frau Baumann aus der Breels mit ihren drei Kindern, Kowollik mit Frau, Dotti und Hanne Nientimp, die Nachbarn Otten und Derksen, Linders und Kock, aus der Stadt noch Schmiedemeister Johann Schmeink mit Frau Maria geb. Volmering mit den Töchtern Mmi und Maria.

An dieser Stelle sollte eine Episode mit Mini nicht unerwähnt bleiben: Ein Soldat wollte bei dem Kriegslärm draußen noch nach Anholt. Mini meinte zu ihm: „Dann sett ou maor en Stahlhelm op ouen Pappkopp!“ Der Soldat kannte offensichtlich Mini schon und erwiderte: „Dickerchen, nun sei doch ruhig!“

Zur Situation im Hause kann abschließend gesagt werden: Das ganze Haus war sozusagen voll Volk. Man hatte keinen Überblick mehr. So soll auch noch ein dritter Geistlicher im Hause gewesen sein. Wer das war, weiß ich

nicht mehr (Anm.: Es könnte Pfr. Wissing gewesen sein, von dem Pastor Janssen in der Chronik zum 1. 4. berichtet.)

Nachdem ein naher Artillerieeinschlag einen Teil der Wand des Rübenkellers eindrückte und einen großen Steinbrocken loslöste, flüchteten alle in den Gewölbekeller des Hauses. Dieser war nunmehr überfüllt. Alle standen dicht bei dicht - es konnte sozusagen keiner umfallen. Der Beschuß der Regnieter Häuser nahm dramatische Formen an. Die Häuser von Jan Tekaas, Gasseling, Tenk, Hengstermann, Brüs/Angenendt brannten und der Qualm des schwelenden Strohs und Heus trieb über der Regniet. Das Vieh brüllte in den Stallungen. Keiner konnte helfen. Später sah man die verkohlten Tiere an den Ketten im Stall liegen.

Hinter Gasseling schoß noch lange ein deutsches Maschinengewehr, ein Grund, die massierte Artillerie auf die Regniet zu lenken. Zwischen Gasseling und Kock standen dann zum Schluß eine Reihe Panzer mit Front gegen den Hof Volmering und schossen gegen das Hinterhaus.

In dieser katastrophalen Lage faßte sich der Holländer Wilhelm Schnelting ein Herz, band ein weißes Hemd an einen Stock und lief nach draußen. Eine Kugel, die unmittelbar neben seinem Kopf einschlug, ließ ihn zurückschrecken. Der Mut verließ ihn und er kroch rückwärts ins Haus zurück. Daraufhin faßte Schwester Maria die Fahne und rannte mit dem Mute der Verzweiflung gegen die Panzer, laut schreiend. „Jungfrau, Mutter Gottes mein, laß mich ganz dein eigen sein, dein im Leben und im Tod, dein in Unglück, Angst und Not...“ Im Keller konnten wir sie alle schreien hören. Sie hat uns alle gerettet. Ein Wunder, daß ihr nichts passierte. Beim ersten Panzer faßte sie einen Engländer bei der Hand und zog ihn ins Haus bis zum Bunker. Es folgten den beiden noch weitere Engländer. Diese gaben Befehl, den Keller zu verlassen.

Beim ersten Rundgang sahen wir, was geschehen war. Ein Artillerie-Einschlag in den Kuhstall hatte 5 Kühe getötet. Ein Bild des Jammers, wie sie da lagen in ihren Boxen, stranguliert in ihren Ketten. Das Federvieh hatte auch einiges abbekommen. An vielen Stellen sammelten wir die Hühner auf, die von Splittern erwischt worden waren. Sie waren u.a. natürlich noch geeignet für die Ernährung der ca. 50 Menschen auf dem Hofe.

In der Waschküche lag in der Badewanne noch ein toter deutscher Soldat. Zwei weitere lagen auf der Tenne und vor der Scheune. Wer die drei Gefallenen beerdigt hat ist ungewiß, vermutlich waren es die Engländer.

Die Engländer waren es auch, die mit einem Panzer und einer langen Kette die toten Kühe aus dem Stall zogen und draußen vergruben. Sie waren sehr

darauf bedacht, daß es nicht zu einer Seuche käme.

Wir fanden jetzt auch Zeit, die Toten auf der Regniet zu sammeln und zu beerdigen. Vor dem Hause Otten wurden Einzelgräber ausgehoben und die Toten dort, es waren ca. 9 Soldaten und der kleine Wilfried Göring, bestattet. Pastor Janssen nahm die Einsegnung vor. Wir haben die Toten in Zeltplanen eingewickelt die auf Linders Diele zuhauf lagen, zusammen mit einem Berg von Rucksäcken deutscher Soldaten.

Die Toten von Otten wurden kurz vor der Errichtung des Niemandlandes exhumiert und zum Anholter Friedhof überführt. Es war Frau Feil, die sich hier unschätzbar verdient gemacht hat.

Die Sicherstellung der Verpflegung für diese große Zahl der Schutzsuchenden war ein eigenes Problem. Aus dem für die Tierfütterung vorhandenen Weizenschrot siebte man mit Fleiß das Mehl heraus. Im Trog wurde ein Sauerteig angemacht mit dem dann große Laibe Brot gebacken wurden und zwar im Backhaus im „Poggenspijker“. Dieses Brot gab es zum Morgen zusammen mit Rübenkraut, das reichlich vorhanden war. Mittags gab es Suppe, die im Weckessel gekocht wurde. Zum Abend wurden dann aus dem Weizenschrot Pfannkuchen gebacken; dazu gab es Milchsuppe, denn Milch war ja reichlich da. Waren auch über Tag weniger Menschen auf dem Hof - viele mußten ja recherchieren und organisieren - so waren zum Abend doch alle wieder versammelt.

(Anm.: Außer Pater Steinhäuser, der nachts in der Regel auf dem Schloß war.)

Als es nach Ostern still wurde - die deutschen Truppen hatten sich nach Norden, nach Holland hin, abgesetzt - begann jetzt die Rückwanderung zur Stadt, alle mit der bangen Frage: Wie sieht es aus? Wer hilft uns weiter? Wo bleiben wir?

War man auf der Regniet in den nächsten 2 Wochen mit sich selbst und der Trümmerlandschaft um sich herum beschäftigt, so kam jetzt aus heiterem Himmel das neue Leid, an dem alle sehr schwer getragen haben: Die Räumung der Gehöfte innerhalb von 14 Tagen. Das Niemandland wurde angeordnet. Die gleichen, oben schon gestellten Fragen, mit der zusätzlichen: Für wie lange Zeit? Kühe, Schweine, Hühner, Futter, Vorräte, Holz und Kohlen, Möbel, Wäsche, Geräte, Lampen, usw. usw. Wie räumt man ein Bauernhaus in 14 Tagen? Kann man überhaupt alles mitnehmen? Was zurückbleibt ist vermutlich verloren!

Man nahm Kontakt auf mit Schlüter in der Hohenhorst. Dort war die Scheune ohne Dach; um das Vieh unterstellen zu können, mußte sie gedeckt werden. Man nahm also die Dachpfannen von der Stallung mit um sie bei

Schlüter aufzulegen. Die Bauern leisteten gegenseitig Hilfe mit Pferd und Wagen - die Nachbarn Linders und Kock als auch Imgrund aus der Breels. Als das Haus leer dastand saßen Vater Volmering und die Alten aus der Nachbarschaft auf dem Kuhtrug auf der Diele und verabschiedeten sich, wobei sie bitterlich weinten.

Es bewahrheitete sich der Ausspruch eines deutschen Soldaten, eines Altgedienten, der die Überlegenheit der Alliierten realistisch einzuschätzen gelernt hatte: Ihr werdet kein Dach über dem Kopf behalten!

Im Wohnhaus Volmering wohnte bis zur Niemandsland-Räumung holländisches Militär. Damit es ihnen nicht auf den Kopf regnete, haben sie wohl selbst das Dach des Wohnhauses gerichtet und abgedichtet. Im übrigen haben sie ziemlich vandalisch-kriegsmäßig gehaust: Auf der Diele haben sie dafür gesorgt, daß noch mehr kaputt ging; sie machten sich einen Scherz daraus, von innen die Dachziegel „abzuschießen“. Mit dem Motorrad fuhren sie bis in die Küche, wo sie auch das Holz spalteten.

Die Zeiten, in denen das Niemandsland betreten werden durfte, wurden von den Engländern überwacht. Hanna und Dina Kock wurden auf gegriffen, da sie zu lange am Abend gearbeitet hatten. Sie wurden auf einen LKW geladen und nach Münster gebracht, wo sie über mehrere Wochen für das Militär die Wäsche versorgen mußten.

Die religiöse Betreuung während der schweren Wochen der Heimsuchung erfolgte durch Pastor Janssen. Er hat fast allen die Beichte abgenommen und z. T. auch Generalabsolution erteilt. Laut hat er hinter dem Haus für die Stadt und die Welt gebetet. Wenn es in den eineinhalb Wochen morgens einigermaßen ruhig war, las er in der Gruftkapelle eine hl. Messe. Alle Mutigen waren dabei zugegen.

November 45 durften die verlassenen Häuser wieder bezogen werden. Für die Betroffenen ein zweites „Kriegsende“!

Maria Bernsen geb. Linders

(Anm.: Ihre Aussagen deckten sich mit bzw. ergänzten noch die oben gemachten Angaben von Frau Schlüter) Bezüglich der Niemandsland-Aktion noch folgendes:

Anfangs wußten wir alle auch nicht, wie das ablaufen und wohin man gehen sollte. Was sollte man alles mitnehmen?

Zuerst zogen wir nach Zimmermann (Lensing, jetzt AWO-Kinderhort), wo hinter dem zerstörten Haus im Garten noch zwei Volkssturmarbarracken stan

den. In die erstere zog Franz Roes von der Regniet ein; in die zweite wir. Bei Ditters am Markt wurden die Möbel abgestellt. Sie standen dort im Schaufensterraum.

Wir machten uns auch gleich im Garten zu schaffen, um die Ernährung sicherzustellen. „Wenn ich jetzt daran denke“, sagt Maria Bernsen, „ist es direkt zum Lachen: Wir haben sogar die 15 cm hohen Dicke-Bohnen-Pflanzen auf der Regniet ausgegraben und bei der Baracke wieder gepflanzt. Was daraus geworden ist, weiß ich jetzt nicht mehr“.

In der Baracke wohnten wir von Mai bis November 45. Nicht weit von uns entfernt hausten die Familien Brüs (jetzt Angenendt) und Borkes (Urbrüg) im Drecker'schen Saal. „Hausten“ ist hier der treffende Ausdruck. Der Saal war ja überhaupt nicht zum Wohnen geeignet. Mit Möbeln verschaffte man sich einige wenige Abgrenzungen, alles war noch feucht bis naß, da das Dach nicht abzdichten war. Unter den Bewohnern brach dann auch noch die Ruhr aus; das Ungeziefer nahm überhand.

Das Vieh aller hier genannten Familien lief auf dem Stadtbruch.

Nach der Rückkehr ins eigene Haus ging das Aufräumen bzw. Einräumen wieder los. Es mußte alles mögliche neu beschafft werden, denn alles, was nicht niet- und nagelfest war, war gestohlen.

Maria Gaßeling

Als der Angriff auf Anholt am Mittwoch vor der Karwoche losging, waren wir gerade auf dem Feld beim Einsäen des Hafers. Waren es bisher nur die fernen Detonationen, so setzte jetzt das Artilleriefeuer ein, von dem wir auf der Regniet unseren Teil abbekamen. Die deutsche Batterie, die auf Volmerings Land vor Borkes (Urbrüg) stand, begann auch zu schießen. Die Pferde waren nicht mehr zu halten und gingen durch. Wir rannten zu einem nahen Graben und suchten Deckung. Um uns herum, so erinnert sich Maria Gaßeling, hörte ich die Splitter einschlagen. Da seit diesem Tage keine rechte Ruhe mehr einkehrte, sind wir seitdem nicht mehr aufs Feld gegangen. Wie alle Bauern in der Nachbarschaft, haben auch wir eine offengelassene Kartoffelmiete ausgebaut zu einem „Bunker“. Etwas Stroh auf dem Boden, die Abdeckung oben mit einer Balkenlage und einer dicken Schicht Büschen. Das war also unser „Domizil“; ins Haus konnten wir nicht mehr, das hatten die Offiziere in Beschlag genommen; der Keller war voller Soldaten. Jedesmal, wenn es also brenzlich wurde, flüchteten wir in den Bunker. Wir, das heißt, unsere Familie von Oma bis zum Enkel mit fünf

Personen, ferner Frau Düsing mit Opa und vier Kindern, Opa Alofs mit Tante Anne, seiner Schwester, auch mit drei Kindern (die Eltern kamen an der Mühle ums Leben), sowie Anverwandte von Pastor Janssen aus Goch – ‚Joshi‘, Mia, Wilma Janssen und Frau Kaufmann mit Kind. Sie alle kamen zum Wochenende vor der Karwoche, zum Teil quer über das Stadtbruch her, zu uns geflüchtet gleichsam in panischer Angst vor dem Inferno, das auf Anholt und die nähere Umgebung niederging.

Nicht zu vergessen noch unser Nachbar Straatmann mit Sohn Franz; sie waren auch noch im Bunker. Franz hatte Probleme mit den ‚Werbern‘ für den Volkssturm. Es ist ihm jedoch gelungen, sich immer geschickt verborgen zu halten. Im übrigen zählte Frau Straatmauns Schwester aus Greven auch noch zu unserer Bunkerbesetzung. Es waren insgesamt über 30 Personen.

Viele Anholter liefen weiter, nach Voorst hinein, mit ihren schnell zusammengegrafften Habseligkeiten. ‚So sehe ich noch‘, berichtet Maria Gaßeling, ‚den Schmied Jan Straatmaun mit einem Leiterwagen vorbeiziehen, oben auf dem Wagen seine gehbehinderte Tochter Cornelia.‘

Die Verköstigung war ein eigenes Problem. Die Nachbarn gingen über Tag, wenn es einmal ruhiger war, schnell nach Hause und machten sich dort etwas zurecht. Wir selbst kochten Suppe im Manteltopf von allem, was zur Verfügung stand. Abends versammelten wir uns wieder im Bunker. Insgesamt waren es neun Tage und Nächte, die wir dort zubrachten. Gott sei Dank war es über diese Zeit trocken - unausdenkbar, wenn es stärker geregnet hätte.

In der Karwoche traf die Artillerie den Stall. Drei Kühe lagen tot; sie waren von großen Splittern getroffen worden, die z. T. noch aus den Rücken herauschauten. Wir haben daraufhin das Vieh auf die Weide gejagt; es konnte nun auch nicht mehr gemolken werden. Vielleicht war es falsch, denn auf der Weide lagen auch noch elf tote Kühe. Alles blieb liegen. Am Ostersonntag kam Gerd van Hal mit Hilfskräften; diese haben dann die toten Kühe aus dem Stall gezogen. In der Wiese hinter dem Haus lagen drei tote Pferde von Bauer Tenbense, außerdem noch ein Pferd vom Militär.

Man wußte nicht, was man mit den toten Tieren anfangen sollte. So sehr Fleisch eine erwünschte Abwechslung im Speiseplan gewesen war, so sehr hat man sich gesträubt. Nur ein- oder zweimal haben wir aus einem frisch getöteten Tier ein Stück für den Verzehr herausgeschnitten. Nach Ostern haben wir auf unserem holländischen Feld mit den Nachbarn sowie Anton Düsing und Opa Alofs eine große Grube ausgehoben und alle Tiere dorthin geschafft und vergraben.

Wir hatten dort auch noch eine Kartoffelmiets. An die Kartoffeln konnten wir jedoch nicht herankommen; die Holländer gestatteten es uns nicht. Nun, ja, sie hatten ja „Das Sagen“ - und Hunger hatten sie wohl auch.

Mit dem Jungvieh lief es etwas besser. In Panik ist es durch den Stacheldraht der Einfriedigung ausgebrochen und nach Holland geflüchtet. WilliBrüs sah es laufen, hat es eingefangen und bei sich auf Stall gesetzt. Wir konnten es dann später wiederholen.

Doch noch einmal zurück zur Karwoche. Ich glaube, es war am Mittwoch, die Engländer waren schon kurz vor der Regniet - da fing das Dach unseres Hauses Feuer. An Löschen war nicht zu denken; das ganze Haus brannte nieder. Es war eine verrückte Situation: Vor unserem Hause auf der anderen Seite des Regniet Bachs (de Strang) lag noch ein deutsches MG in Stellung. Es schoß permanent noch in Richtung Hengstermann-Testroet (Hüxhorst). Die englische Artillerie schoß zurück. Opa Düsing rief dem MG-Schützen von weitem noch zu: „Mann, hör doch auf; was soll das denn noch!“ Aber er hörte nicht auf. – Später fanden wir ihn beim Rundgang ums Haus - rein zufällig - zwischen den Holmen der Pferdekarre, das MG neben sich - tot.

Trotz dieser Schießereien versuchten wir dennoch zu retten, was noch zu retten war Opa Düsing und dessen Schwiegertochter - Mutter von vier Kindern - stiegen noch in den Keller des brennenden Hauses. Ich befand mich draußen, um die Sachen, die durch das Kellerloch hinauf gereicht wurden, anzunehmen. Dazu gehörte auch meine Nähmaschine - aber es ging nicht mehr, es war zu gefährlich. Der Brand war schon soweit fortgeschritten, daß mir bereits die Flammen um den Kopf schlugen. Ich habe nur noch geschrien: „Kommt heraus - gleich sitzt ihr unter den Trümmern!“

Auf der Diele lag auch noch ein toter deutscher Soldat. Ich war mehrmals dort gewesen, um nach den 2 Pferden zu sehen, und hatte ihn nicht bemerkt. Er lag hinter der Tür, ganz versteckt. Es war grauenhaft - wie war er wohl dorthin gekommen?

Die Pferde sollten wir übrigens tags zuvor noch herausrücken: Wir bekämen eine Bescheinigung; die wäre wichtig, wegen der Wiedererstattung - so sagte man; ich habe mich geweigert. Aber trotzdem waren am folgenden Tage die beiden Pferde fort.

Am Gründonnerstag in der Karwoche starb die Nichte unseres Pastors, Wilma Janssen, im Alter von 17 Jahren. Die zurückflutenden deutschen Truppen schossen inzwischen von Holland zurück, der Engländer stand schon unmittelbar vor der Regniet, da geschah es: Wir waren zu mehreren

draußen und suchten noch etwas zu retten und wollten auch den Hühnerstall ausräumen - er sollte unser Quartier werden für die nächste Zeit, -da - ein ohren-betäubender Knall. Das Geschoß schlug in den Giebel des Schweinestalles ein - die Stelle ist heute noch zu erkennen. Es war abends nach 19.00 Uhr und bereits dunkel. Wir rannten in den Bunker und waren noch ganz benommen. Waren alle da? - Nein! - Wo ist Wilma? Wer hat sie denn gesehen? - Ja, sie war auch draußen gewesen.

Kaufmann war es wohl, der sofort loslief und sie fand; er kam herein und rief völlig außer sich: „Draußen liegt Wilma, kommt und helft mir!“ Ich wollte zu ihr, wurde jedoch von einem Engländer wieder zurückgeschickt. Danach ging Joshi, Wilmas Bruder hinaus; der hatte mehr Glück - man trug sie in den Bunker - es war zu spät.

Die Männer haben für Wilma Janssen einen Sarg aus groben Brettern gezimmert und an der Gruftkapelle hinter dem Eingang links ein Grab ausgehoben. Ihr Onkel, Pastor Janssen, der Zuflucht bei Volmering gefunden hatte, hat sie dann am Ostersonntag dort beigesetzt, nachdem er vorher in der Kapelle eine Andacht gehalten hatte.

Sie war nicht die einzige Tote auf der Regniet. Bei Otten war ein Kind von Jan Göring (Bült) in Quartier. Es ist mir nicht bekannt, ob das Kind verletzt nach dorthin gebracht wurde, oder ob es dort verwundet wurde - eines ist sicher: Das Kind ist dort gestorben.

Die Engländer waren am Karfreitag bereits im Schloß und in der Stadt. Pater Steinhäuser kam vom Schloß und berichtete, daß die ganze Regnieter Straße voller englischer Fahrzeuge stände. Da die Luft einigermaßen rein war, bin ich mit dem Pater bis zum Schloß gelaufen. In Anholt meinte der Pater: „Wagen Sie denn jetzt wohl, allein zurückzugehen?“ Ich wagte, hatte jedoch furchtbare Angst vor all dem Militär. Mir war erst wieder wohl, als ich zuhause im Bunker war

Was in diesen Tagen sich draußen abgespielt hatte, konnten wir nur ahnen; auf dem Feld vor der Gruftkapelle lagen drei ausgebrannte englische Panzer; überall auf den Wiesen lag totes Vieh.

Abgebrannt sind auf der Regniet außer unserem Haus noch die Häuser von Brüs, Spaan (Passeköster), Jan Tekaas, Hengstermann, und Borkes (Urbrüg). Wie uns eröffnet wurde, daß wir und alle auf der Regniet wegen der Sperrzone räumen müßten, haben wir sofort Kontakt aufgenommen mit dem Elternhaus meiner Schwägerin in Weseke. Dorthin sind dann meine Mutter nebst Schwägerin mit Kind gezogen. Auch das Jungvieh wurde nach dorthin mitgenommen. Meine Schwester und ich blieben in Anholt und zwar bei Terhorst (Lindersbuur). Die eine, noch verbliebene Kuh nahmen

wir mit. Über den Transport der Mobilien unseres Hauses brauchten wir uns ja keine Sorgen zu machen: Es war ja durch den Brand nichts mehr da.

Als nach Beendigung des Niemandslandes die Höfe wieder bezogen werden konnten, hatten wir eine große Hilfe an „Jens“. Er war ursprünglich ein Pflegekind aus Homberg, war jedoch so sehr in unsere Familie hineingewachsen, daß er nach Kriegsende unverhofft kam und - blieb. Er hat mit Bruder Theodor, der November 46 aus der amerikanischen Gefangenschaft zurückkam, kräftig beim Wiederaufbau geholfen. 1949 war das Haus im Rohbau wieder errichtet; 1950/51 konnten wir dann wieder einziehen.

In Verbindung mit dem Tode von Wilma Janssen wußte Bruder Theodor Gaßeling noch eine Episode zu erzählen: Es war 1954 oder 55, als nach der Währungsreform anläßlich einer Stadtratssitzung mir Bürgermeister Harling einen Brief aus London zeigte mit der Bemerkung: „Sie können doch englisch; erledigen Sie das doch für mich, ich verstehe das nicht.“ Es handelte sich um einen Brief, geschrieben von einem Pastor eines Londoner Vorortes. Es ging um Ringe, die er erhalten habe, und die einer Toten gehörten, im Kriege bei Anholt umgekommen. Sie seien der Toten abgenommen worden dort und dort usw.; es folgte eine ziemlich gute Lagebeschreibung, die auf die Regniet zutraf. Ich habe darauf mit Pastor Janssen gesprochen, der den Brief an sich nahm und ihn beantwortet hat. Etwas später sind die Ringe unserem Pastor zugestellt worden. Sie trugen im Inneren tatsächlich ihm bekannte Initialen. Es muß wohl der Engländer gewesen sein, der meine Schwester Karla nicht an die Tote heranlassen wollte. Das Gewissen hatte ihm keine Ruhe gegeben.

Voorst

Hr. und Fr. Theodor van Hal

Neben unserem Haus, am Pflanzenweg in Voorst, hatten wir uns vorsorglich auch einen Bunker gebaut wie es alle taten, auf den Gehöften rundum. Ein Soldat hatte uns auch dazu geraten, „wenn ihr überleben wollt“. Er war nicht zu groß ausgefallen, der Bunker. Das ganze Erdreich mußte schließlich von Hand ausgehoben werden; er sollte so etwa 10 Personen fassen können, das sollte reichen.

Wie es in der Karwoche mit Bomben und Granaten so richtig losging, waren wir auf dem Hof insgesamt zu 35 Menschen. Wir konnten sie im

Hauskeller einigermaßen gut unterbringen. Es waren außer unserer Familie noch Evakuierte aus Lobith und Millingen und diverse Nachbarn, die nach der Sprengung der Aa-Brücke alle zu uns gelaufen kamen.

Das Haus selbst war voller deutscher Soldaten; ihre Ausrüstung hatten sie auf der Diele abgelegt, sodaß es fast unmöglich war, dort zu arbeiten und die Kühe zu füttern. Als die Bombardierung begann, fragte einer der Soldaten, wo das wohl sei. Wir antworteten ihm: „Das ist Anholt“.

Die dortigen großen Sprengungen, wie z.B. die Sprengung der Kirchtürme sind uns hier in Voorst allerdings nicht sonderlich aufgefallen; sie gingen im allgemeinen Kriegslärm unter.

Die Sprengung der Aa-Brücke nicht weit von unserem Hause am 29.3. muß wohl ein strategischer Fehler gewesen sein. Das Militär mit seinem ganzen Troß staute sich beim Rückzug vor dieser Brücke, die ja nun im Fluß lag. Alles rannte und schrie durcheinander - es war ein chaotischer Zustand. Sie zogen zudem die englische Artillerie auf sich, wodurch denn auch unser Haus einen Treffer bekam und zu brennen begarm. Das gleiche Geschick traf auch das Haus von Holsteg, Nachbar Massop usw. usw. Das Haus von Stapelbroek brannte am 30. 3. ab. Insgesamt waren es in Voorst 13 Häuser, die abbrannten. (siehe auch hierzu „Voorst grensland door eeuwen heen“ von Nov. 1988.

Als wir im Keller feststellten, daß oben das Haus brannte, verließen wir fluchtartig den Schutzraum und rannten in den „Bunker“. Dieser war nunmehr mit 35 Personen überfüllt. Alle standen dicht bei dicht, die Luft zum Umfallen schlecht, rings umher die Fronten zwischen Freund und Feind und der Kriegslärm erreichte seinen Höhepunkt. Vier Stunden haben wir das aushalten müssen, dann stellte sich eine kleine Pause ein. Wir konnten nicht mehr länger in dem Erdloch bleiben, es war katastrophal. Wir haben uns, aller Gefahr trotzend, Richtung Grenze aufgemacht um eine andere Bleibe zu finden.

„Wir wollten nach Testroet (Hüxhorst)‘ die wir von früher her sehr gut kannten, denn ich hatte beim Nachbarn Brüs (Höss) früher eine zeitlang gearbeitet.“ erzählt Frau van Hal. „Wie wir es geschafft haben, weiß ich heute noch nicht denn es waren ja 14 Kinder bei uns. Diese wußten ja nicht, wie ihnen geschah – sie schrien und weinten; hier fehlte ein Schuh, dort ein anderes Kleidungsstück. Wir konnten nicht erst suchen und durften uns nicht aufhalten. Wir sind, so schnell es ging, den Weg zu Brüs (Höss) an der Grenze gerannt dort über den Grenzgraben und hinüber zu Testroet.

Die Grenze bildete für uns kein Problem. Wir kannten ja so verschiedene Leute vom Zoll bzw. von der Grenztruppe. Theo Vallee gehörte auch dazu.

Bei einem früheren Grenzgang an diesem „Vonder“ trafen wir ihn; das weitere ging ohne große Worte. Er schaute auf seine Uhr und sagte: „In einer Viertelstunde ist mein Dienst zu Ende.“ - Wir wußten Bescheid.

An diesem Tage des Gründonnerstag zog das deutsche Militär aus unserer Gegend endgültig ab; gegen Abend war kein deutscher Soldat mehr da. Am Karfreitag waren, wie wir später hörten, die Engländer in unserem Haus.

„Eine Episode möchte ich noch aus der Zeit des ‚Bunkers‘ erzählen“, so Herr van Hal. „Ich war beim Brand gerade hinter dem Stall, um die Hühner ins Freie zu lassen und die Kühe auf die Weide zu treiben. Ich stand bei einer Gruppe von Eichen als eine Granate einschlug. Die Bäume wurden abrasiert - mir selbst geschah nichts; ich weiß nicht mehr wie das zugegangen ist. Ich rannte zum Bunker hin und mußte kriechend unter einem Maschendrahtzaun her, als wieder eine Granate einschlug. Da ich ganz flach am Boden lag, ist mir auch hier nichts passiert. Mein Gott, hab ich ein Glück gehabt!“

„Wie groß die allgemeine Verwirrung war“, erzählt Frau van Hal, „ist daran zu erkennen, daß ich, als wir in den Bunker von Hühhorst stürzten, immer noch einen Kinderschuh in der Hand hielt.“ Frau Testroet fragte: „Wat woll eij dann met denn Schoh maken?“ - Ich hatte ihn von zuhause mitgenommen.

Bei Hühhorst bestand im Bunker auch drangvolle Enge, jedoch nicht so, wie nach dem Brand in unserem Bunker in Voorst. Bemerkenswert zum allgemeinen Durcheinander in den Tagen der Karwoche noch Folgendes: Maria Testroet kam von Hühhorst zu uns gelaufen und fragte an, ob wir noch Platz hätten, Flüchtlinge aus Anholt aufzunehmen, es kämen so viele und sie hätten keinen Platz mehr. Es war schlimm, wir wollten ja wohl helfen, aber bei uns war ja auch alles belegt. Als wir nun von unserem Schicksal in Voorst erzählten, meinten sie: „Welch ein Glück, daß wir nicht zu euch gekommen sind und ihr keinen Platz mehr hattet! Wir wären ja vom Regen in die Traufe gekommen.“

Als wir bei Hühhorst etwas zur Ruhe gekommen waren, kam Bauer Theodor mit einem ganzen Eimer Milch und versorgte uns, vor allem die Kinder, vorerst damit. Wir fühlten uns gut aufgehoben dort; der Bunker war gut eingerichtet und die Angst begann zu weichen. Er muß auch gut schallisoliert gewesen sein, denn man hörte so gut wie nichts von dem Lärm draußen. Das machte wohl die dicke Lage mit Buschen über uns. „Ich schlief“ - so erinnert sich Frau van Hal noch - „auf einem schmalen Brett.“

Wir waren nicht die einzigen, die nach Anholt flüchteten. Alle Leute, die auf dem Hof Holtsteg waren, sind z.B. zu Thier zum Dwardsefeld geflüchtet.

Es war ja Verwandtschaft von Theo Lubbers, der dort auch jahrelang gearbeitet hatte.

Wir blieben bei Hühhorst zwei Nächte bis zum Karsamstag. Danach waren wir 2 Nächte bei Brüs (Kranenhuis) unsere letzte Station, bevor wir wieder zu Hause landeten. Wir nahmen „Quartier“ in unserer Scheune, die, etwas abseits vom Haus, noch stehen geblieben war.

Am 1. 4., zu Ostern, gingen wir nach Bredenbroek zur Kirche. Es war eine erhebende Feier, zum erstenmal wieder in Freiheit. „Ich erinnere mich noch an die Worte unseres Pastors“ erzählt Frau van Hal – „Diese Mauer aus Eisen und Stahl, die hier jetzt aufgerichtet worden ist ist so stark, daß sie nicht mehr überwunden werden kann...“ Man hatte die Tage vorher die Übermacht der Alliierten gesehen und erlebt - hinter dieser Mauer begann ein neuer Anfang.

Man gedachte der Toten von Voorst: Bei Bauer Mariett war eine Granate durch die Hauswand direkt in den Keller eingeschlagen; drei Personen der Familie Mariett Vater, Mutter und die Stieftochter Mina Brus waren sofort tot. Das gleiche Schicksal erlitten Frau Vennemann und ihre Tochter Anni. Es sollen auch noch einige Anholter dort im Keller gewesen sein, sowie noch weitere Mitglieder der Familie Vennemann aus Voorst; ihnen ist nichts geschehen. Die Toten wurden in Bredenbroek beigesetzt. Beim Nachbarn Veldhorst kamen zwei Personen der Familie ums Leben. Sie wurden in Gendringen zu Grabe getragen. Mit dem Pferdewagen zunächst bis zur Isselflurbrücke in Engbergen; über einen Notsteg wurden die Toten dann über den Fluß getragen bis zum Friedhof.

Wie bereits gesagt begannen wir uns in der Scheune einzurichten. August 45 hatten wir endlich unsere Fenster wieder verglast. Bis dahin war alles verbrettert gewesen. Wir haben dort fünf Jahre „gewohnt“ unter engsten Verhältnissen; wenn Besuch kam, mußten einige auf dem Bettrand sitzen. Alles war provisorisch – in den Wintern war es kalt. Hinter der Trennwand war der Viehstall; man mußte ja langsam seinen Bestand wieder auffüllen. Veldhorst und wir waren die ersten, die wieder aufbauen konnten. 5-6 Jahre war keine Landwirtschaft möglich. Oktober 49 war das Haus dann bezugsfertig; wir waren noch mit die Ersten, die das geschafft haben.

Theodor Preyer, Gendringen

Die Familie Preyer hat noch heute ihren Hof in Voorst am Plantenweg. Offen in der schönen Landschaft des Achterhoeks wohnend, waren sie also

hervorragende Zeugen all der Ereignisse' die sich jenseits der Grenze abspielten. Bemerkenswert bei dem Interview war die locker-neutrale Einstellung, die bei allen schlimmen Dingen, die geschahen, doch immer verständiges Mitgefühl zeigte für Menschen in ihrer unverschuldeten Angst und Not. So erzählte Theodor Preyer zuerst von dem Einfall der Deutschen am 10. Mai 1940: Morgens etwa zwischen 5.00 und 5.30 Uhr erwachte ich von diversen ungewöhnlichen Geräuschen, dem diffusen Brummen in der Luft, dem Fahren von Autos und Motorrädern, dazwischen dem Gebell der Hunde auf den Nachbarhöfen. Ich ging zum Fenster und schaute heraus und sah gerade einen deutschen Soldaten in gebückter „Angriffshaltung“ unter dem Fenster vorbeilaufen; ein anderer folgte ihm und dieser sah mich dann auch im Schlafanzug. Ich rief ihm zu: „Moin“! Er war wohl ganz verblüfft und rief zurück: „Ja, moin, moin!“ - und rannte weiter. Was sollte ich tun? Ich ging wieder zu Bett.

In der nächsten Stunde nach diesem ersten „Feindkontakt“ kamen die Deutschen dann zuhauf mit LKW's, bespannter Artillerie und was sonst alles zum Kriegshandwerk gehört. Gegen 9 Uhr kam dann ein Offizier und konnte es nicht fassen: „Dort liegt doch tatsächlich noch einer im Bett!“ - stellte er fest. Ich darauf: „Ja, Sie sind aber auch sehr früh, nicht wahr?“ - So begann also in Voorst der Krieg. In der ganzen Gegend lagen an der Grenze etwa gut 30 holländische Soldaten, die vernünftig genug waren, einzusehen, daß Wider-stand hier nutzlos war

Gegen mittag kamen auch die Fernmeldeleute, die überall ihre Strippen zogen. Einen fragte ich noch: „Was gibt das, wenn man das durchschneidet?“ Keine Antwort. Der Milchbauer kam mit seiner Fuhre von Silvolde. Er wurde aufgefordert, zu halten; er aber meinte: „Der Führer hat gesagt ich soll weiterfahren“ - und man ließ ihn.

Unsere Nachbarn jenseits der Grenze verstanden es, den Grimm und die Wut, die sie gegenüber den Naziverbrechern hegten, in eine Art Galgenhumor umzusetzen. Abzusehen war ja der Überfall; bei den Truppenmassierungen auf der deutschen Seite der Grenze, schon Wochen vorher, mußte das einmal kommen. Nun waren sie also da, und man arrangierte sich, d.h. man mußte.

Der „kleine Grenzverkehr“ wurde in den Jahren bis zum Kriegsende immer aufrechterhalten. Ein stark frequentierter Übergang war Gasselings Weide hinter Hühxhorst. Gasseling hatten im Holländischen auch noch Weideland, es gab hinter dem Grenzgraben ein Weidegatter, dessen Balken über den Graben geworfen wurden und so als Steg dienten. Man handelte noch in allem, was hierzulande knapp war, wie Tabak, Fahrradzubehör, Glühbirnen

usw, und manch einer hat sich dabei - da alles meist im Schutze der Dunkelheit vor sich ging - nasse Füße und mehr geholt.

Jedoch nach dieser Rückblende nunmehr zum Ablauf der Dinge zu Ende März 1945.

Zur Mitte des Monats März wurde die Rheinbrücke bei Wesel gesprengt. Eines morgens tauchten drei deutsche Soldaten auf dem Hof auf. Sie kamen zu Fuß von Wesel - es waren Bayern. Sie kamen gerade richtig zum Abendessen, es gab Papp und die drei hatten Hunger. Sie waren verwundert, daß sie zum Mitessen aufgefordert wurden, aber Mutter Preyer meinte: „Die holländischen Soldaten haben hier gegessen, jetzt sind es halt die deutschen und demnächst werden die englischen wohl auch hier essen.“ Sie wollten wohl beim Vieh auf der Diele schlafen; aber Mutter Preyer nötigte sie, in der Wohnung zu übernachten. Am nächsten Morgen kam ihr unterwegs vermißter Kamerad Mayer auch noch. Er zog ein Kärrchen mit seinen Habseligkeiten hinter sich her. Sie blieben etwa 8 Tage und zogen dann gemeinsam weiter gen Norden. Wenige Tage später kamen die Fallschirmjäger.

Als die ersten Bomben am 22. 3. fielen, kam einen Tag später Frau Tovar mit ihren 6 Kindern zu uns. Wir hatten unseren Hauskeller schon vorab hergerichtet und mit kräftigen Balken abgestützt. War Gefahr im Verzug, so gingen wir alle dort hinein: Vater, Mutter, Elisabeth, Dina und noch weitere Familienmitglieder sowie die sieben Tovars. Es waren häufig auch noch mehr; auch ältere Leute über 60 kamen und gingen. Einige konnten auch unter die Strohmiete schlüpfen, unter der wir „bergmännisch“ von außen ein Loch gegraben hatten.

Um den 28. 3. herum waren „die Engländer“, - eigentlich war es eine kanadische Einheit - schon bei Stroet; das Gehöft Holtsteg brannte und noch einige andere Häuser. Am Freitag, den 30. morgens kam dann der erste Kanadier. Die Begrüßung unsererseits war sehr herzlich, wußten wir doch, daß damit für uns der Krieg und damit auch das Leben in Kellern und Erdlöchern zu Ende war. Man hatte sich tagelang nicht mehr waschen können und entsprechend sah man auch aus. Als Mutter Preyer einen Kanadier umarmte, fühlte der sich veranlaßt zuerst Seife zu schenken. In der Küche wurde nun in großen Portionen Fleisch gebraten - es gab ja hinreichend davon aufgrund der notgeschlachteten Tiere. Es kam zu weiteren Tauschaktionen: Sie hatten Zigarretten in allen Sorten, Schokolade und - einen großen Klumpen Butter „Kleif“ riefen sie, „from Kleif“ - bis wir denn erkannten, daß sie die Butter von Kleve hatten mitgehen lassen.

Insgesamt sind in Voorst zehn Häuser abgebrannt. Neben Brus (Holtsteg) -

wie schon genannt - noch van Hal, Vennemann, Ducking, Schepers, Baten, Bosman, Veldhorst, Miggelbrink und Massop. Die Kanadier schossen am Karfreitag, den 30.3. noch mit Granatwerfern überall dorthin, wo sich auch nur ein deutscher Soldat sehen ließ; sie schossen alles kaputt bzw. in Brand wie u. a. die Häuser von Roulofs, van Uum und Stapelbroek, die nachmittags zu brennen begannen. Das Haus Veldkamp erhielt einen Volltreffer und wurde nicht wieder aufgebaut van Uum wurde von den Deutschen gesprengt - es befand sich dort ein Munitionsdepot. 15 deutsche Soldaten haben sich noch ergeben. Eine Mörsergranate traf den Keller des Hauses Mariett, das unmittelbar an der Grenze zur Lethorst liegt. Von den fünf Insassen starben Frau Mariett Bauer Veldhorst mit seiner kleinen Tochter, Frau Vennemann und eine ihrer zwei Töchter; die ältere Tochter und eine deutsche Frau überlebten.

Die Toten von Mariett wurden zwei Tage später von Frans Preyer auf dem Milchwagen zum Friedhof gefahren.

In Voorst wurden von den Deutschen zwei Brücken gesprengt; von den Kanadiern wurden nachher drei neue aufgebaut.

Am 30. 3. fand Bauer W. Belterman (Benenhuis) im Graben nahe seinem Haus einen toten deutschen Soldaten. Mit den Kanadiern bestattete er ihn in der Nähe, nachdem er alle Papiere und Fotos an sich genommen hatte. Müller hieß er und war der Sohn eines bayrischen Bauern. Die Kanadier zimmerten noch das Kreuz dazu. Als nach einem Jahr das Kreuz verfallen und das Grab quasi eingeebnet war, wurde ihm bewußt, daß das nicht recht war, was da vor sich ging. Belterman richtete das Grab wieder her und umpflanzte es mit Buchsbaum. Er machte ein Foto und schickte dieses mit den anderen Unterlagen an die Angehörigen. Diese meldeten sich dann; der Tote war der einzige Sohn des Bauern. Am Plantenweg befand sich noch ein weiteres Grab eines deutschen Soldaten aus Magdeburg. Der Tote wurde nach ca. 1 Jahr exhumiert und nach Limburg (NL) überführt.

Nachdem sich nach Ostern langsam die Lage wieder stabilisierte, kamen die Polen und Russen. Sie kamen wohl im wesentlichen aus dem Lager vor Venderbosch in Vehlingen, das damals aufgelöst worden war. Sie kamen in Decken gehüllt und bettelten um Lebensmittel. Ihnen nichts zu geben oder auch geben zu können war gefährlich, denn sie hatten zum Teil auch Waffen bei sich, die ja überall herumlagen. - Und, geschossen wurde in der Not jener Tage schnell...

Herr Preyer erzählte von einer Frau Kremer in Suderwick, die in dieser kritischen Zeit für diese Menschen jeden Tag einen großen Kessel Suppe kochte. Zum Preyerhof kam immer ein Pole namens Garel; er wollte nicht

nach Polen zurück, da die Russen dort waren. Er blieb, hat sich eingelebt, ein Handwerk erlernt und ist in Voorst verheiratet.

In diesen wirren Zeiten, wo es um's Überleben ging und der Eigentumsbegriff nur relativ war, verlangten Anstand und Ehrlichkeit einen hohen Einsatz. Preyer erzählte hierzu noch die Geschichte von einem Herrn Kleba, der oft zu ihm auf den Hof kam. Kleba war Fahrradhändler und mit Frau und Tochter aus Emmerich nach Anholt gekommen, wo er in der Schloßstraße im Hause von Dr. Hundertmark wohnte. Er hatte viele seiner Habseligkeiten hinter dem Archiv in einem Schuppen untergebracht und wollte diese in den ersten Tagen nach Ostern nach Voorst holen; er brauchte Material für die üblichen „Kompensationsgeschäfte“.

Mit einem Handwagen fuhr man also los. Gegenüber Huying sahen Preyer und Kleba eine Ansammlung von Anholtern, die um Käse oder dgl. anstanden, der von Bürgermeister Wolsing verteilt wurde. Man fuhr weiter zur Schloßstraße; der Schuppen stand noch und Kleba's „Schätze“ waren auch noch da. Preyer hatte jedoch ein schlechtes Gefühl; er meinte zu Kleba: „Hier haben die Mauern Augen, und wir sind hier unbekannt. Ich habe keine Lust, gleich als Dieb festgehalten zu werden. Es ist zwar Dein Eigentum, aber ich fahre wieder zurück.“

Später wurde die Fuhre dann wiederholt und das Zeug geholt: Ketten, Lager, Speichen usw. alles was man zur Fahrradreparatur brauchte, aber auch Rasierklingen und einen Sack voll mit braunem Zucker. Kleba hat in Voorst die Sachen weitgehend verschenkt und vor allem verschiedene Fietsen wieder fahrtüchtig gemacht.

Hahnerfeld

Agnes Straatmann, geb. Icking

Als am 21. und 22. 3. 45 die Bombardierung Anholts einsetzte, war ich auf dem Hahnerfeld in meinem Elternhaus. Die Flugzeuge kurvten bedrohlich über dem ganzen Umfeld, sodaß wir regelmäßig unseren Keller aufsuchten. Als es jedoch mit dem tags darauf einsetzenden Artilleriefeuer noch schlimmer wurde, marschierten wir zum Nachbarn Ostendorf (jetzt Roßmüller). Wir, das sind aus unserer Familie Oma, Mutter mit den 5 Kindern und Tante Dora Messing aus der Gendringer Vorstadt. Wir taten dieses nicht nur des besseren Kellers wegen, sondern auch, weil Ostendorf

uns die Tage vorher immer wieder gebeten hatte, doch zu ihnen zu kommen; er hatte furchtbare Angst - und die erträgt sich in größerer Gesellschaft leichter. Von Ostendorf waren im Keller die Eheleute mit 4 Kindern, sodaß wir insgesamt zu 14 Personen waren. Von Anholt her, wo in jenen Tagen die allgemeine Flucht einsetzte, kam niemand zu uns.

Wir sind bei Ostendorf ungefähr eineinhalb Woche geblieben. Morgens und abends, vorausgesetzt die Luft war rein, sind wir zu unseren Kühen gelaufen und haben diese versorgt und gemolken; auch haben wir uns dabei soweit es ging verproviantiert. Geschlafen haben wir allerdings immer bei Ostendorf im Keller - auf schmalen Pritschen, wie fast alle anderen auch. Um während dieser Zeit die Ernährung sicherzustellen, haben wir zu Beginn eine unserer Kühe, die einen Splitter abbekommen hatte, geschlachtet. Es ist fast nicht zu glauben, aber nach Ostern, als wir mit Verzögerung endlich wieder nach Hause konnten, war die Kuh aufgezehrt. Dabei muß ich ergänzen, daß wir in der Mitte der Karwoche noch Zuwachs bekamen - nämlich noch 10 deutsche Soldaten. Es war uns eigentlich nicht recht, denn sie waren feldmarschmäßig mit voller Ausrüstung da. Sie saßen ziemlich versteckt im Keller hinten.

Als der erste Engländer die Kellertüre aufmachte war es dann auch Ostendorf, der völlig verdattert rief: „Nicht schießen - hier alles Zivilisten.“ Dem Engländer war das recht, und er ging wieder. Uns war das allerdings nicht recht. Wir hatten Angst; was machen die, wenn die Unwahrheit herauskommt. Einer rannte also dem Engländer nach, holte ihn ein und erzählte ihm von den Soldaten. Der holte sofort Verstärkung; das Ende war: Die Soldaten ergaben sich.

Sobald die Front über uns hinweggerollt war, mußten wir beim ersten Melken feststellen, daß die Engländer unser Haus requiriert hatten. Genauer gesagt - es waren Schotten. Das muß Gründonnerstag oder Karfreitag gewesen sein. Es dauerte auch nicht lange, so erklang von draußen ihre Dudelsackmusik - sie müssen die Instrumente wohl im Marschgepäck bei sich gehabt haben. Später, als sie regelrecht mit Musik exerzierten, waren unsere Kinder immer dabei; sie waren ganz versessen auf die Musik und - auf die Schotten. Besonders ein Soldat hatte es ihnen angetan: „Jesus, der gute Kinderfreund“ nannten wir ihn; er gab ihnen jede Menge Schokolade.

In unserer Nachbarschaft spielten sich am Donnerstag und Freitag noch heftige Kämpfe ab. Das gesamte Areal hinter Ostendorf und van Hal war durchzogen von Schützengraben; hier hatten sich deutsche Einheiten verschanzt. Die Engländer, die von Isselburg her über Dreißbömer / Vendrik vorstießen trafen an der Brüggenhütte auf die Deutschen; desgleichen die

Schotten, die von Anholt her über die Hahnerfelder Straße vorgingen. Beide Stoßrichtungen nahmen die deutsche Verteidigungsstellung in die Zange. Es gab dabei viele Verwundete und Tote - auf beiden Seiten. Die Schotten beerdigten ihre Toten auf dem Feld hinter den Zollhäusern - es waren etwa 10 Soldaten. 8 Tote lagen allein in der Zollstation.

Die Gräber bestanden etwa bis September 45; dann kam ein Kommando aus Schottland, das die Toten exhumierte und in die schottische Heimat überführte.

Über die Verluste auf deutscher Seite kann ich nichts sagen; ich weiß nicht, wo die Verwundeten und Toten geblieben sind.

Ungefähr 14 Tage nach Ostern zogen die Schotten aus unserem Haus aus; unsere Zeit im Keller von Ostendorf war damit zu Ende. Die Kuh war ja auch aufgegessen, von der ich oben erzählte.

Es kam dann die Zeit des Niemandslandes. Es hieß, in 14 Tages sei zu räumen. Wir überlegten hin und her, wo wir wohl bleiben könnten. Das Vorderhaus hatten wir bereits soweit abgedichtet, daß man ganz passabel darin wohnen konnte. Das Dach des Hinterhauses lag noch praktisch offen. Die Schweine waren allesamt durch Splitter getötet; das gleiche Geschick hatte die Schafe und die Hühner getroffen. Die Kühe hatten im Stall alles leidlich überstanden.

Wir nahmen Verbindung auf mit Bauer Kettler in Liedern. Er war ein alter Bekannter von Mutters Seite her. Die Kühe konnten wir zu Hause auf der Weide belassen, das war schon eine große Erleichterung. Die Weide neben dem Hause gehörte nicht zum Sperrgebiet. Nachdem wir nun den ganzen Umzug geschafft hatten und wir uns in Liedern in etwa eingelebt hatten, kam ca. eine Woche später die Nachricht: Die Grenze des Niemandslandes wird etwas zurückgenommen; das Haus Icking kommt außerhalb der Sperrzone zu liegen.

Wir nahmen die Meldung mit frohem Herzen auf und machten uns mit dem ganzen Hausrat wieder auf - Richtung Heimat. Waren wir doch in Liedern die 5. Familie, die dort bei Kettler Unterschlupf fand. Die anderen waren insgesamt Bocholter Familien, die bei dem Bombentepich am 22. 3. ihre Wohnungen verloren hatten. Nachdem wir uns zu Hause wieder eingerichtet hatten, kamen - es waren gerade etwa 8 Tage vergangen - die Engländer wieder mit einer großen Karte. Sie bedeuteten uns, daß die Grenze der Sperrzone wieder in die alte Position vorverlegt würde. Das Haus stände

also wieder im Niemandsland. Wir waren fassungslos; wieder packen und räumen. Aber wir wollten nun nicht mehr so weit über Land. Wir nahmen Kontakt auf mit Bauer Fritz Gießing (Dreibömer). Er war einverstanden; wir zogen hin und sind dort bis Ende Oktober geblieben.

Bemerkenswert noch eine Geschichte aus dieser Zeit: Als wir den Rückkehrbescheid in Händen hielten, starb Bauer Gießing, und zwar an Diphtherie. Er wurde donnerstags beerdigt und wir sind noch bis zum Montag geblieben, um Frau Gießing nicht sofort allein zu lassen.

Aus der Familie hatte sich damals auch noch meine Schwester Lisbeth angesteckt. Es ist bemerkenswert, daß damals nicht einmal der Arzt von Anholt eine Erlaubnis hatte, das Niemandsland betreten zu dürfen. Die Hahnerfelder Straße konnte er befahren bis etwa Booms, wo die Grenze die Straße zu unserem Haus hin überquerte. Weiter durfte er nicht wobei er in diesem Falle ja nur durchfahren wollte bis Dreibömer - So streng wurde die Vorschrift gehandhabt.

Meine Schwester ist kurz darauf mit 18 Jahren gleichfalls an dieser Krankheit gestorben.

Auch später nach Aufhebung der Sperrzone war das Betreten ohne Ausweis immer noch nicht erlaubt.

Die vielen Umzüge im Zusammenhang mit der Sperrzone lesen sich natürlich leicht - vielleicht auch etwas amüsant. Ich möchte jedoch noch von zwei Dingen erzählen: Es war eine schwere Arbeit - das Packen und Auspacken, das Schleppen und Heben. Alles von uns Frauen geleistet; als einziger Mann half Vater Straatmann. Das Fuhrwerk holten wir uns vom Nachbarn Schlebusch oder später auch von Beusing-Terhorst. Diese gegenseitigen Hilfeleistungen gehörten schon immer zu unserem Leben. Wenn Schlebusch zur Erntezeit oder auch sonstwann kam: „Kö'j mijn neet helpen?“ - dann waren wir ohne Fragen zur Stelle. Wenn dagegen ein Stück unseres Ackers gepflügt werden mußte, dann gab es ohne Frage die Gegenleistung mit Pferd und Pflug. Darauf konnte man sich verlassen. Das wurde auch nicht gegengerechnet. Ich frage mich, wo gibt es das heute noch?

Das zweite Erlebnis hatte seinen tiefreligiösen Ursprung. Bei jedem Umzug sah ich, daß Oma zum Schluß etwas in ihrer Schürze eingewickelt trug. Zuerst habe ich nicht darauf geachtet. Später sah ich dann, was sie da jeweils zum Schluß in ihre Schürze schlug und zu Fuß in die neue Heimstatt brachte: Es war unsere Herz-Jesu-Figur. Wir haben die Figur heute noch und halten sie hoch in Ehren; sie steht im Elternhaus in einer schönen Mauernische. In der Zeit nach der Front kamen dann auch die Russen und

Polen aus den Lagern vor unsere Haustür und bettelten. Sie bekamen von dem Wenigen, was wir hatten, immer etwas mit dafür sorgte Oma; sie konnte wohl niemandem etwas abschlagen.

Breels

Marianne Welbers, geb. Veelken

Zu Beginn der Bombardierung Anholts, es war wohl die am 22.3. mit einer Reihe von Flugzeugen, fiel auch eine Bombenserie in den Schloßpark und zwar – genauer gesagt – in den Hagen. „Ob die Bomben den Häusern in der Breels geglitten hatten?“ – das war damals die oft gestellte Frage. In Bezug auf Anzahl und Abstand hätten sie ausgereicht, die ganze Häuserzeile von Thuilots Garten bis Kleinhesseling in Trümmer zu legen. Bei der mittleren Höhe, in der die Maschinen über Anholt hinwegflogen, eigentlich keine abwegige Frage.

Wir sind seitdem, da es mit dem Artillerief Feuer immer mulmiger wurde, stets in unseren Keller gegangen. Diesen hatten wir mit sachkundiger Hilfe der Schanzer solide ausgebaut. Die Decke war mit Bohlen und Stempeln gut abgestützt. In die Mitte des Schutzraumes hatten wir 4 Etagenbetten aufgestellt, etwas wenig für die Belegschaft, die sich seit dem 23. 3. dort versammelte. Es waren gekommen aus der Nachbarschaft: Geschwister Terniersen mit Oma, Ehepaar Seiler Schemkes, Ehepaar Wilhelm Buttenborg, ein Holländer und wir selbst mit 7 Personen. Insgesamt also 15 Erwachsene.

Das Leben spielte sich praktisch in einem Raum ab, da der davorliegende Garagenkeller von ca. 40 deutschen Soldaten belegt war, die blieben, bis die Alliierten kamen. Erst kurz vorher rückten sie aus.

Als Anholt zu Palmsonntag brannte, nahm uns Vater abends einmal bei einer Feuerpause der Artillerie mit zum Speicher; wir schauten aus dem Dachfenster hinaus und konnten es nicht fassen. Ein Flammenmeer über den Dächern der vor uns liegenden Häuser – darüber die Säule aus Asche und Rauch; es war grauenhaft. Ganz Anholt brannte.

Im Laufe der Karwoche erhielt unser Haus einen Artillerietreffer, der eine Innenwand und alle Fenster zerstörte. Eine Bombe fiel auch noch in den Garten von Terniersen; sie verletzte Elli Effing, die damals bei uns arbeitete. Von weiteren Zerstörungen ist die Breels - Gott sei Dank - verschont geblieben.

Dann kamen in der Karwoche am Donnerstag oder Freitag – ich kann es nicht mehr genau bestimmen – die Kanadier. Sie kamen von Isselburg‘ nachdem sie vorher eine Pionierbrücke am „Leven Heer“ über den Mühlenkanal geworfen hatten. Auch diese hatten die Unseren im Rahmen der Errichtung der Panzersperren in die Luft gejagt. Wir sahen sie kommen: Zuerst bei Kleinhesseling, dann bei Wolsing und dann waren wir an der Reihe. (Anm.: Am Mittwoch sollen die „Engländer“ - wie die Alliierten allgemein genannt wurden - zwar schon an der Brüggenhütte gewesen sein, jedoch muß es sich wohl um eine Vorausabteilung gehandelt haben. Die Pioniere folgten mit dem Brückenbau durchweg später.)

Vor dem Brückenbau zogen sie auch an Hebinck vorbei über Linders Feld in Richtung Regniet (die sie am Gründonnerstag besetzten) und wohl auch Richtung Hahnerfeld. Bei Hebinck haben sich noch heftige Kämpfe abgespielt.

Die Kanadier blieben drei Tage und wurden dann von den Engländern abgelöst die wiederum ca. 3 Wochen blieben. Als erstes installierten sie in unserer Küche eine Feldküche, von der aus sie die ganze Mannschaft die in den Häusern in der Breels einquartiert waren, verpflegten. Die Engländer wirtschafteten also oben und wir unten im Keller, den wir nur über Mittag mal kurzzeitig verlassen durften, um „nach Luft zu schnappen“.

Im Keller haben wir uns auf einem etwas größeren Bunkerofen selbst versorgt. Einkellerungssachen waren ja da. Bei Terniersen kalbte zu dieser Zeit gerade eine Kuh - ein Glücksfall für uns, nicht jedoch für das Kalb. Da die Küchenkapazität für eine gemeinsame Mahlzeit nicht ausreichte, kochte jede Familie für sich nacheinander; man hatte ja viel Zeit.

Was oben geschah, merkten wir eigentlich nicht. Gegen Ende April bauten die Engländer endlich ihre Feldküche ab und wir durften wieder unser Haus insgesamt bewohnen. Beim ersten Rundgang sahen wir schon, was los war: Während sich die Kanadier korrekt verhalten hatten, hatten die Nachfolger fleißig „requiriert“.

Einen kleinen Profit hatten wir aber doch noch von der „Besetzung“. Beim Abmarsch erging der Befehl, alle Lebensmittelreste seien zu vernichten. Der Küchenchef gab uns jedoch einen Tip: Vorne im Garten hätte er den Speck vergraben. - Wir suchten und fanden ihn unter einer dünnen Sandschicht - ein kleines Vermögen in damaliger Zeit.

In der Zeit unmittelbar nach dieser Besetzungsphase begann sich das Leben wieder etwas zu normalisieren. Die Bauern begannen wieder mit ihrer Arbeit im Feld und Stall. Vater wurde oft gerufen wegen der vielen verletzten Tiere. Die Bauern mußten bei ihrer Feldbestellung immer

gewärtig sein, in Gräben, Mannlöchern usw. tote Soldaten zu finden. Vater hat noch oft davon erzählt: Dort und dort und dort.. .wieder und wieder.. .die Bilanz des Schreckens wollte und wollte kein Ende nehmen.

Megchelen

Hr. Lonis und Fr. Agnes Venhorst

„Die Bombardierung Anholts am 22. 3. habe ich noch gut in Erinnerung“, so begann Louis Venhorst seinen Bericht, „da ich sie in unmittelbarer Nähe miterlebte. Ich war damals gerade auf dem Friedhof beschäftigt. Grabpflege im Auftrag von Hubert Epping, in dessen Gärtnerei ich dienstverpflichtet war.

Er hat die Bomber – wie er sagte, sechs an der Zahl, zweimotorig, nicht die ganz großen viermotorigen Maschinen – über sich am frühlingsblauen Himmel gesehen und wie sie ihre tödliche Fracht fallen ließen. Die Bomben glitzerten noch in der Sonne, überschlugen sich ein paarmal und dann – flogen mit Krachen Dachziegel Holz und Aste in die Luft. Ich lag zwischen den Gräbern in Deckung, - es hatte, das konnte ich sehen, Vennemanns Saal und Brömmlings Haus getroffen.

„Ich rannte, so schnell ich konnte, durch die Gärtnerei von August Kapelle zu Giebings in den „Bunker“, berichtet er weiter. „Nach einer halben Stunde etwa wagte ich mich zur Gärtnerei Epping und sah, daß die Treibhäuser insgesamt zerstört waren. Vom Glas war keine Scheibe mehr ganz. Ich hörte, daß es Tote gegeben habe; Gerd Deckers, der wohl draußen gewesen war, hatte es getroffen. Ich hatte die Ahnung, daß das vermutlich der Auftakt des Angriffs war, den ich nicht hier, sondern zu Hause in Megchelen über mich ergehen lassen wollte. Ich nahm also mein Fahrrad und fuhr schleunigst über Gendringen nach Hause.“

Den Bombenwurf am 21.3. hatte Venhorst nicht mehr in Erinnerung; er war an diesem Tage nicht in der Gärtnerei in Anholt.

Da mit dem Bombardement am 22.3. auch kurz darauf der permanente Artilleriebeschuß einsetzte, ist er seitdem nicht mehr nach Anholt gegangen. Der Beschuß begann am 23. abends um 17 Uhr. Die Alliierten schossen wohl von der linken Rheinseite her - von Niedermörmter oder Kalkar etwa. Sie schossen im wesentlichen in die Gegend von Vehlingen-Megchelen. Es war offensichtlich eine Art Sperrfeuer für den Rheinübergang. Mit Nebel

haben sie auch gearbeitet die Nebelschwaden hat man in Megchelen noch gut in Erinnerung; sie trieben bei leichtem Wind vom Rhein herauf. Der heftige Beschuß dauerte bis 19 Uhr; dann kam etwas Ruhe, vielleicht eine halbe Stunde lang. Anschließend ging das Schießen weiter, - die ganze Nacht hindurch.

Am Himmel kreiste ein leichtes Aufklärungsflugzeug - langsam und in geringer Höhe. Wir hatten bei uns im Keller noch 5 deutsche Soldaten; ich fragte noch - etwas spöttisch: „Warum schießen sie nicht?“ „Nein, nein,“ - so die Antwort, „dann holen wir uns ja die Artillerie auf den Hals“.

Das ging mit der Knallerei so weiter bis zum Mittwoch in der Karwoche (28.3.). Um 10Uhr waren die ersten Engländer an der Südseite von Megchelen und um 15 Uhr hier an der Nordseite bei uns. Sie kamen von Millingen her über den Grenzübergang Pahlshof (bei Angenendt). Sie zogen nicht weiter, sondern blieben. Der Nachschub rollte an, sie bauten offensichtlich ihren Angriff auf Anholt auf. Wir sahen es mit Staunen, die ganze Gegend voller Soldaten, Panzer, LKW's, Pioniergerät usw.; es war unglaublich, was sie alles heranschafften.

Der Angriff von Megchelen aus erfolgte dann in 3 Richtungen: Am Donnerstag, den 29., marschierten die Engländer Richtung Krupup und Landfort. Die Pioniereinheiten folgten ihnen auf den Fersen und schlugen an der Landfort und vor dem Anholter Schloß (Weiße Brücke) je eine Brücke über die Issel. Am Samstag, den 31., marschierten die Kanadier in Richtung Gendringen. (Anm. Es war wohl mehr die Besetzung des Ortes; nach Franz Brömmling waren die Kanadier am 29. bereits bei Bauer Dieker in Etten vor Gendringen)

Der Vormarsch ging nicht die Straße entlang; vielmehr wälzten die Panzer querfeldein durch Scheunen, Acker, Gräben immer den Minenräumpanzer an der Spitze. Der hatte vorn eine rotierende Walze und an den Seiten große Rollen mit weißem Leinenband, etwa 10 cm breit. Dieses Band wurde als Grenzmarkierung abgelegt und von nachfolgenden Pionieren auf Stäbe gesteckt. „Wir haben“ - so Frau Venhorst - „später das Band aufgewickelt es war erstklassiges Leinenband, das man gut gebrauchen konnte.“

Der Vormarsch über Krupup ging die Eichenallee entlang zur Weißen Brücke. Rechterhand lag der „Stromberg“ mit seinem Munitionsdepot. Die Deutschen hatten es angelegt unterirdisch. Für die Räumung fehlte wohl die Zeit. Den Engländern fiel alles in die Hände; sie haben später das Depot gesprengt. Im übrigen fand der Stoßtrupp der Engländer keinen Widerstand. Als die Engländer am Mittwoch der Karwoche kamen, saßen wir mit ca. 25 Personen in unserem Hauskeller Wir mußten uns ausweisen. „Bei mir -

rinnert sich Venhorst - „war die Sache ein Problem. Da ich in Anholt arbeitete, hatte ich in meinem Paß einen deutschen Stempel mit Hakenkreuz für die Aufenthaltserlaubnis. Der Engländer wurde mißtrauisch Er meinte, ich sei ein verkappter Soldat oder ein Spion oder sonst was. Es hat lange gedauert bis wir ihn vom Gegenteil überzeugt hatten.“

Als — wie schon erwähnt — im Süden des Dorfes bereits die Engländer waren und bei uns noch nicht, kam etwa gegen 14 Uhr unser Hauptlehrer zu uns in den Keller und berichtete, bei ihnen seien schon die Engländer; sie hätten zwei deutsche Soldaten mitgenommen. Wir hatten zu dieser Zeit noch die besagten 5 deutschen Soldaten im Keller. Mein Bruder richtete an die fünf nunmehr die Frage: „Was wollen sie machen? Abhauen oder kapitulieren?“ Der Unteroffizier schwätzte noch etwas wie „bis morgen bleiben und dann zur Mühle hin weitergehen“ usw. Mein Bruder hat daraufhin wortlos eine weiße Fahne fertiggemacht ist den Engländern entgegen gelaufen und hat ihnen von den 5 Soldaten im Keller berichtet. Mehrere Engländer gingen sofort mit blieben jedoch 100 m vor dem Haus stehen und bedeuteten meinem Bruder, die fünf zu holen. Nun, das hat er denn auch getan; sie kamen mit, ohne Widerspruch. Sie wurden auf Waffen untersucht. Danach erhielt jeder der Soldaten eine Zigarette. Der Saal von ter Voert diente als Sammelstelle für die Gefangenen.

Im übrigen hat sich dieser Saal schnell gefüllt. Auf der Straße nach Gendringen marschierten in der Mitte die Fahrzeugkolonnen, am rechten Straßenrand die englischen Soldaten in gleiche Richtung und auf der linken Seite – in entgegengesetzter Richtung – die Deutschen, die sich ergeben hatten. Von unserem Haus aus konnten wir bei klarem Wetter über dem fernen Wald die Kirchtürme von Anholt sehen. Das feierliche Geläute war auch immer gut zu hören. Am Donnerstag in der Frühe hörten wir einen besonders dumpfen Knall; wir wußten ihn nicht zu deuten, wußten jedoch, daß er von Anholt kommen mußte. Im frühen Morgenlicht schauten wir also dorthin und suchten und fanden nicht, was wir suchten – nämlich die uns wohlbekannten Kirchtürme. Wir ahnten, daß Schreckliches passiert sei.

Die Sprengung des Südturms am Tage vorher ist uns offensichtlich entgangen. Man sah immer von uns, das heißt vom Westen her, beide Türme. Zu Ostern – es war ja inzwischen Ruhe eingekehrt – ging ich mit meinem Bruder nach Anholt. Wir waren einfach neugierig, wie das da wohl aussehen würde. Wir gingen wie üblich über die Krupup. Auf der Straße von Mäteling mußten wir aufpassen. Es lagen dort noch Panzerminen; sie waren deutlich zu erkennen an den Stiften, die aus dem Boden herausragten. Einen gepanzerten Mannschaftswagen hatte es offensichtlich erwischt; er

stand im Graben. Mein Bruder schaute hinein und sah – eine Menge englischer Münzen; einige davon hat er heute noch. Wir gingen dann weiter über die neue Weiße Brücke, am Schloß vorbei zur Kirche. Es verschlug uns den Atem, als wir die Schuttberge sahen. Im Eiskeller neben der Donaubrücke hatten sich ca. 10 Personen einquartiert unter anderem auch Aloisia Epping mit ihren Zwillingen, die vor etwa zwei Wochen erst geboren worden waren. Im übrigen sahen wir, daß viele Häuser leer standen – die Bewohner waren noch nicht zurückgekehrt; auch fiel uns weiterhin auf, daß auf den Straßen kaum Militär zu sehen war. An den Zollblocks vorbei liefen wir weiter. In der Zigarrenfabrik Solent wurde geplündert. Jeder versorgte sich mit Tabak. Ich sah den alten Klumpen, der lange dort gearbeitet hatte, noch ganz aufgeregt schimpfen. Über die Landfort erreichten wir dann wieder Megchelen. Danach sind wir lange nicht mehr nach Anholt gegangen.

Im Mai wurde beidseitig der Grenze das sog. Niemandsland abgesteckt. Ja, wir hatten auf der holländischen Seite auch einen Streifen Sperrzone zwar nicht so breit wie in Anholt aber immerhin ungefähr 500 m breit. Die Zone brauchte auch nicht vollständig geräumt zu werden, die Bewohner konnten wohnen bleiben, allerdings nur mit Genehmigung. Von den anderen Bewohnern Megchelens konnte nur hinein, wer eine Erlaubnis hatte. Ich hatte eine.

In dieser Niemandslandzeit bin ich mit meinem Bruder in einer Nacht heimlich durch das Sperrgebiet nach Anholt geschlichen. Ja, weswegen? Einmal wieder aus Neugier; zum anderen wollten wir dort einen Brief aufgeben und der hatte folgende Bewandnis: Ich erzählte bereits von Soldaten, die bei uns einquartiert waren. Zu diesen gehörte auch ein gewisser Stephan Krämer aus Frankfurt a.M. – ein patenter Kerl, wie man so sagt, mit dem wir uns gut verstanden. Er wurde am 24. oder 25. 3. am Kopf verwundet und ins Lazarett gebracht seitdem hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Wir hatten jedoch seine Adresse und so schrieben wir ihm, mußten jedoch die Post in Deutschland aufgeben, da über die Grenze hinweg nichts lief.

Wir haben unseren Brief bei Giebing, die ich von der Gärtnerei her kannte, abgegeben und sind dann noch quer durch Anholt marschiert – möglichst unauffällig – versteht sich. Bei Epping war bereits wieder etwas aufgebaut worden – man sah, wie alle fleißig dabei waren, Ordnung zu schaffen. Jan Driever sah uns und konnte sich vor Staunen nicht mehr „einkriegen“: „Segg es‘ bö‘j dann omwijs! Wenn de ou packen...“ Nun, wir haben uns wieder vorsichtig – diesmal über die Landfort – nach Megchelen hin

„abgesetzt“ – und man hat uns nicht gepackt.

Nach einigen Monaten kam ein Brief von Krämer zurück – inzwischen war der Postverkehr über die Grenze hinweg wieder möglich. Stephan Krämer ist später auch noch einmal zu Besuch gekommen.

Heimsuchungen Anholts in früheren Jahren

Das Geschick unserer Heimatstadt im Frühjahr 1945 läßt Erinnerungen wach werden an frühere Schicksalsschläge, die die Stadt und die Bevölkerung getroffen haben. Bekanntlich war die Stadt als Regierungssitz der reichsunmittelbaren Herrschaft schon immer eingespinnen in die politischen Querelen ihrer Zeit. Hinzu kam die konfessionelle Besonderheit in der Reformationszeit, wo die Anholter Herrschaft traditionell dem katholischen Glauben lebte, was sich auf das religiöse Leben der Anholter Bevölkerung übertrug. Diese beiden Fakten führten in regelmäßigen Abständen zu Krieg, Belagerung, Plünderung und Brandschatzung. Im Gefolge dieser apokalyptischen Reiter kam dann noch häufig die Pest mit ihrer tödlichen Ernte unter der Bevölkerung.

Der mit Wall, Gräben und Mauer zu damaliger Zeit stark befestigte Ort, zusammen mit der Burg eine geschlossene Festungseinheit, war bis zum 16. Jh. wesentlicher Markstein im strategischen Spannungsfeld. Ab dem 17. Jh. waren es dann weniger die lokalpolitischen Differenzen als vielmehr die länderübergreifenden Kriege, die mit großen, mehr oder weniger disziplinierten Söldner- oder Truppenverbänden das ganze Land verheerten und für die kleine, befestigte Orte keine Bedeutung mehr hatten.

1499

Die erste kriegerische Auseinandersetzung hatte die Bevölkerung der Stadt – und hier vor allem die organisierte Heimwehr der „Schütten binnen Anholt“ – mit dem Herzog Karl von Geldern im Jahre 1499. Der Versuch des Herzogs, die Stadt zu überrumpeln, mißlang. Der Gelderner wollte Jakob von Bronckhorst als „Bannerherr Gelderlands“ wieder in die Pflicht nehmen, nachdem dieser Kaiser Maximilian I den Vasalleneid geleistet hatte.

1510

Feuersbrunst in der Stadt und Ausbruch der Pest

1512

Karl von Geldern kam erneut mit Heeresmacht und vernichtete Stadt und Burg. Es half auch nichts, daß in den letzten 12 Jahren die Befestigungsanlagen durch Wall, Graben und Tore mit Bollwerken verstärkt worden waren; die Bevölkerung Anholts muß wohl zu einer nachhaltigen Verteidigung nicht in der Lage gewesen sein, denn hierzu fehlte die Kraft infolge der Bevölkerungsverluste durch die Pest.

1581

Kaum 70 Jahre später wurde die Stadt wiederum belagert. Diesmal waren es die „Geusen“ der Utrechter Union, die, drei Jahre nach Beginn des 80-jährigen niederländischen Befreiungskampfes, 1581 an Anholt und Dietrich IV von Bronckhorst ein Exempel statuieren wollten. Dietrich stand der Tradition nach auf Seiten der „Kaiserlichen“, das heißt diesmal auf Seiten Spaniens, des Erzfeindes der Niederländer. Die Stadt wurde, wie es lapidar in der Chronik heißt, geplündert und in Asche gelegt.

1588

Erneuter Ausbruch der Pest.

1591 .98

Stadt und Burg waren in dieser Zeit des 80-jährigen Krieg noch öfter Zielscheibe der vagabundierenden niederländischen Heerhaufen bzw. deren Verbündeter. Die Geschichtsschreibung meldet aus jenen wirren Zeiten, daß Anholt zwischen 1591 und 1598 mehrfach geplündert und gebrandschatzt wurde.

1638

Die politischen Differenzen wurden noch in jenen Jahren ergänzt um das konfessionelle Spannungsfeld: Anholt als katholische Enklave in einem weitgehend reformierten Umfeld. Dieser Sachverhalt trug wohl auch dazu bei, daß 1638 der Kurfürst Karl Friedrich von der Pfalz mit seinem hessisch-holländischen Heer vor Anholt erschien und Stadt und Burg einnahm und plünderte. Die Freigabe der Plünderung war damals in der Regel der Ersatz für fehlenden Sold; es bedarf nicht großer Phantasie, sich vorzustellen, wie „gründlich“ ein Landsknecht hier vorging. Zur

Brandschatzung kam es diesmal nicht auf Grund eines Neutralitätsvertrages seitens Dietrich V von Bronckhorst.

1711

Zwei Generationen später, schickte König Ludwig XIV von Frankreich seinen Feldherrn la Croix gegen die Niederländer. Dieser überrumpelte eigenmächtig Stadt und Schloß, plünderte gründlich und entführte den Fürsten Ludwig-Otto zu Salm als Geisel. Dies alles trotz eines Schutzbriefes, den der Fürst bei seinem König erwirkt hatte.

La Croix war nicht der letzte historische Zwischenfall, der in soweit noch glimpflich ablief, als Stadt und Schloß nicht gebrandschatzt wurden. Auch in den folgenden Jahrzehnten hatten die Anholter noch Glück trotz der wirren
Zeiten.

1756-63

Während des 7-jährigen Krieges gab es zahlreiche Belästigungen durch vagabundierende und marodierende Söldnerhaufen, was die Anholter dazu zwang, die immer schon bewährten „Schütten binnen Anholt“ auf Streife zu schicken, um die ärgsten Übergriffe zu verhindern.

1795

Die Franzosen marschierten unter Pichegru an Anholt vorbei auf ihrem Feldzug gegen die Niederlande. Aus den eroberten Gebieten flohen viele Holländer protestantischen Glaubens in ihrer Not nach Anholt wo sie freundliche Aufnahme fanden – exakt 150 Jahre vor der Flucht der Anholter in genau entgegengesetzter Richtung, im Jahre der Schlacht um Anholt. Die Menschen flüchteten in ihrer Not diesmal Richtung Holland, wo sie gleiche menschliche Aufnahme fanden.

Einst: Gemeinsame Geschichte und gemeinsam erlittenes Leid.

Nun und immer: Gemeinsame Freundschaft.

Presseberichte

Zur Abrundung des Bildes über die Ereignisse im März 1945 seien noch Presseauszüge aus der Feder von Klaus Zelzner und Walter Kunz beigelegt. Sie wurden März 1985 im Bocholter-Borkener-Volksblatt und in der Rheinischen Post veröffentlicht. Ihnen können noch weitere interessante Einzelheiten, die in den Zeitzeugen-Berichten und der Pfarrchronik nicht erwähnt sind, entnommen werden.

Als weitere Quelle über den Ablauf der Ereignisse im März 45 sei weiterhin auf die Festschrift „600 Jahre Stadt Anholt“ verwiesen, in der der damalige Bürgermeister Schulte auf Seite 23 „Das Schicksal Anholts im zweiten Weltkrieg“ beschreibt.

Es sei an dieser Stelle noch auf folgendes hingewiesen: Es liegt in der Natur der Sache und der menschlichen Natur, daß hier und da zwischen den einzelnen Berichten Differenzen auftreten. Es war sicher schwierig, die damals rasend schnell sich überschlagenden Ereignisse richtig zu erfassen und über nunmehr 4-5 Jahrzehnte klar in der Erinnerung zu behalten. Bei allem Bemühen, Widersprüchlichkeiten zu beseitigen (siehe „Anmerkungen“), verbleiben letztlich gewisse Unstimmigkeiten. Sie sind stehen gelassen worden, da sie die Absicht des Buches, einen Gesamteindruck jener fürchterlichen Zeit zu vermitteln, nicht beeinträchtigen.

Bocholter-Borkener-Volksblatt

1944 Seit dem Spätsommer 1944 war nahezu aller Verkehr am Tage erloschen. Selbst einzelne Fußgänger konnten sich auf Straßen und freien Fluren schon nicht mehr ungestört bewegen. Die englischen „Jabos“ schossen auf alles, egal, ob Landwirt mit Gespann auf dem Feld, Radfahrer oder gar nur Spaziergänger. Das wurde schlimmer und schlimmer, je länger das ungewöhnlich schöne Frühlingswetter des Jahres 1945 anhielt. Unheilrohrend war das Geschützfeuer von jenseits des Rheins zu hören, und zeitweise deckte sogar künstlicher Nebel von dort die Landschaft ein. Daß es auch für Anholt ernst werden sollte, wurde erstmals am

21.2.45 sichtbar: Ein Reihenwurf von zehn mittleren Sprengbomben ging

vom Isselburger Sportplatz über Gorweiher, Schloßpark und Schloß nieder. Er traf den Vorbau des Schlosses und die Brücke, ohne daß Menschenleben zu beklagen waren.

15. . 17. 3. In dieser Zeit war vorher bereits das Gebiet des Bahnhofs Isselburg-Anholt und der Hütte das Ziel einzelner Bomber Die Folge: Größerer Sachschaden und die ersten Menschenopfer in der Zivilbevölkerung.

21. 3. An diesem Mittwoch war ein strahlender Frühlingstag. Wer konnte, arbeitete in den Gärten und auf den Feldern. Kinder spielten im Freien. Die Schulen waren schon seit Monaten geschlossen. Den ganzen Tag hindurch war es relativ ruhig und ohne Fliegeralarm gewesen. Unerwartet nahten aber gegen 12 Uhr von Nordwesten her drei zweimotorige britische Bomber Auch sie würden – so meinte man – Anholt in gewohnter Weise überfliegen. Schon waren sie über den Ortskern hinweg, als sie sich plötzlich in eine Kurve legten, Rauchzeichen abwarfen und dann einen gebündelten Bombenwurf vornahmen. Dieser traf vornehmlich den südlichen und südwestlichen Teil des Anholter Stadtgebietes. Im wesentlichen gingen die Bomben unmittelbar beim Schloß, beim Schloßgarten und bei der Schreinerei Willing an der heutigen Klever Straße nieder. Auf dieser Straße wurde auch ein Munitionstransport der Wehrmacht getroffen, von dem noch Stunden später immer wieder Explosionen ausgingen.

Ein Kind, drei Jugendliche, darunter der Erbprinz zu Salm-Salm und ein Schloßgärtner wurden getötet, außerdem eine Reihe Soldaten aus dem im Schloß eingerichteten Lazarett, die sich im Freien befunden hatten.

22. 3. Gegen 16.30 Uhr erscheinen aus gleicher Richtung wie am Vortage wiederum britische Bomber gleichen Typs, diesmal aber nicht drei, sondern neun Flugzeuge. Sekunden später geht ein wahrer Bombenhagel auf den westlichen Teil des Ortes nieder, wobei das Gebiet um den Mühlenberg und die Mühle herum aufs schwerste getroffen wird. Auch die Niederstraße ist mit dem Eiermarkt in Mitleidenschaft gezogen.

21 Menschen, vom Kleinkind bis zum Greis, darunter in mehreren Fällen ganze Familien, wurden getötet. Auch unter den Soldaten gab es wiederum eine Reihe von Opfern. Alles, was in der Lage war, zu helfen, half bei den Aufräumungsarbeiten, barg die Toten und Verwundeten, die in das Lazarett im Schloß (Anm.: In der Nacht vom 21-22. 3. verlegt) gebracht wurden. Andere halfen beim Löschen der nur vereinzelt aufflammenden Brände, da

offensichtlich nur Sprengbomben geworfen worden waren.

23. 3. An diesem Freitag hat das Gros der Anholter die Stadt verlassen, sofern sie nicht in den zwei Bunkern am Wall (Anm.: Insgesamt waren es 4 Bunker; s. Bericht Heinz Gasselder) bzw. im eigenen, als sicher angesehenen Hauskeller oder in den Kellern des Augusta-Krankenhauses oder des Schlosses untergekommen waren.

Es war ein Zug mit Leiterwagen, Handkarren, Kinderwagen, Fahrrädern, der sich nach Norden und Osten zu bewegte. Ihnen entgegen kamen die deutschen Einheiten der 6. Fallschirmjäger-Division und des Panzergrenadier-Regiments 116, die nach Rees marschierten, um dort eine neue Auffanglinie aufzubauen.

Nachmittags 3 Uhr tauchten erneut Bomber über Anholt auf und warfen Bomben auf den Stadtkern. Hinzu kamen noch Artillerieeinschläge, offensichtlich von den Alliierten von der linken Rheinseite her. Wie man später erst erfuhr, waren englische und amerikanische Truppen mit Lastenseglern inzwischen rechtsrheinisch zwischen Wertherbruch, Loikum und Hamminkeln gelandet. Man bereitete den Rheinübergang vor

24. 3. Durch Artillerie und Jabos entstand der erste Brand in der Stadt. Waren frühere Brände noch durch beherztes Eingreifen gelöscht worden, so war es diesmal sinnlos. Der Brand brach an der Rektoratschule (heute Sparkasse) aus und fraß sich bei günstigem Wind weiter in Richtung Hohe Straße. Die Jahrhunderte alten Häuser, ineinander geschachtelt und dicht an dicht gebaut, müssen mit ihren Holzkonstruktionen in einer Art von Feuersturm gebrannt haben. Augenzeugen berichten, daß die Brandwolke hunderte von Metern über der Stadt gestanden ist. Je nach Windrichtung und Straßenzug blieben einzelne Gebäude stehen, wie z. B. das Rathaus oder der Häuserblock des Augusta-Krankenhauses.

26. 3. In den Morgenstunden entstand ein neuer Brand: Diesmal an der Schloßstraße. Auch hier fraß sich das Feuer durch die Häuserzeile, sodaß

von den Häusern beiderseits der Straße bis zum Marktplatz nichts mehr übrig blieb als das leere Gemäuer. Das Archivgebäude, da weitgehend feuersicher ausgeführt, blieb verschont.

Am selben Tag erhielt das Schloß, obschon als Rotkreuz-Station weithin kenntlich gemacht, wiederum schwere Artillerie- und Bombentreffer. Der Torturm verlor seine Dachhaube, alle Dächer wurden stark beschädigt. In

aller Eile wurden die kranken und verwundeten Soldaten und Zivilisten, unter Artilleriebeschuß und von Jabos verfolgt, nach Rhede transportiert (Anm.: Termin fraglich).

Im Verlaufe der Karwoche wandelte sich langsam der Kriegslärm; man merkte, die Front rückt näher bzw. war bereits da. Die Kämpfe aus der Luft schwächten sich ab und die am Boden nahmen zu. Vom Westen her wurden Einheiten der deutschen Truppen „zurückverlegt“, wie man sich damals auszudrücken pflegte. In Wahrheit waren es jedoch mehr versprengte Haufen, erschöpft ohne Verpflegung und Munition. In dieses Chaos von flüchtenden Menschen und rauchenden Trümmern hinein schossen die Alliierten nunmehr mit ihrer leichten Artillerie. Man half den Soldaten, soweit es ging, mußten sie doch noch weiter in eine ungewisse Zukunft. Keiner konnte zurückbleiben, wollte er nicht riskieren, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Viele junge deutsche Soldaten haben noch, sozusagen „fünf vor zwölf“ ihr Leben lassen müssen.

28. 3. Gegen Abend erreichten die ersten britischen Infanteristen – Angehörige der schottischen 53. Division Gordon Highlander – das jenseitige Ufer der Issel und blieben abwartend dort liegen, obwohl sie das Fließchen in wenigen Minuten zu Fuß hätten durchwaten können. Aber die 129. Brigade, die noch in Höhe der heutigen Autobahn in Vehlingen im Kampf gestanden hatte, war vorsichtig mit Menschen und Material. Sie vermied unnütze Abenteuer und Verluste. Die Beute schien ihnen auch so sicher.

In der Stadt und der Umgebung wurden zu dieser Zeit die sogenannten „Panzersperren“ geschlossen. Die letzten Fallschirmjäger hatten die Stadt in Richtung Suderwick-Bocholt verlassen, um an der Aa eine neue Auffanglinie aufzubauen.

Zuvor jedoch sprengten sie, ohne jeden militärischen Nutzen die beiden 51 m hohen Kirchtürme der Anholter St. Pankratius-Kirche, und zwar am

28.3. abends den Südturm, und am

29.3. in den frühen Morgenstunden, den Nordturm. Die Sprengungen hatten eine verheerende Wirkung. Teile der Gewölbe des Hauptschiffes und der Seitenschiffe waren eingestürzt alle Fenster zerstört, die ganze Westfassade lag in haushohen Schuttbergen. Die evangelische Kirche kam relativ glimpflich davon. Dach und Fenster waren durch Artillerietreffer schwer beschädigt.

29. 3. überschritten die englischen Truppen die Issel, ohne daß nennenswerter Widerstand geleistet wurde. Sie gingen beim Vormarsch behutsam vor und kontrollierten jeden Bunker und Keller, in denen sich Menschen befanden. Anfangs war es verboten, mit Ausnahme bestimmter Stunden, die Unterkünfte zu verlassen.

Die Alliierten fingen schon bald an, Behelfsbrücken zu bauen. Über diese ergoß sich ein unabsehbarer Strom von Kriegsmaterial, Panzern, LKW's, Jeeps und was sonst noch zu motorisierten Einheiten gehört.

Die Soldaten der Fronttruppen waren im großen ganzen reserviert, aber nicht unfreundlich. Übergriffe sind kaum bekannt geworden. Das änderte sich, als die Nachschubtruppe Royal Engineers eintraf; deren Soldaten nahmen, was sie bekommen konnten und waren nicht zimperlich in der Wahl ihrer Mittel. Dieses besserte sich erst, als sich eine Ortskommandantur im Hofe Beusing-Terhorst in der Breels einlogierte. Dort bekam auch jeder Anholter einen Passierschein, den man ständig bei sich führen mußte.

Nachdem sich nun die allgemeine Lage soweit beruhigt hatte, und keiner mehr um sein Leben fürchten mußte, kamen die ins Umfeld Geflüchteten nach und nach wieder in die Stadt zurück, um dort irgendwo – in noch stehenden Häusern, Scheunen, Stallungen, Kellern usw. – Unterschlupf zu suchen. Die Not - vor allem an den notwendigsten Lebensmitteln - war sehr groß. Da die Alliierten anscheinend Verpflegung im Überfluß hatten, versuchte dann jeder auf seine Art zu „organisieren“, wie man das damals nannte. Man suchte und fand Konserven oder gar volle Pakete mit Verpflegungs Dosen, die irgendwo herumlagen. Offensichtlich erhielten die Engländer Verpflegung im Überfluß zugeteilt.

Rheinische Post

Die Stadt Anholt im Kriege um die 2000 Einwohner zählend, hatte, wie viele andere Städte und Orte, bereits seit Jahren Maßnahmen ergriffen, die im Notfall schnellere Hilfe ermöglichen sollten. Anholt lag bereits seit einiger Zeit in der Einflugschneise alliierter Bomberverbände Richtung Ruhrgebiet.

1942 In diesem Jahre erhielt die Stadt auf dem Rathausdach eine Sirene; die freiwillige Feuerwehr verstärkte sich durch die Anschaffung einer neuen Motorspritze und eines Mannschaftswagens. Zudem unterhielt die Feuerwehr im Hause Huying eine Feuer- und Luftschutzwache.

5. 5.43 Nachts um 2 Uhr stürzte ein viermotoriges Flugzeug auf dem Anholter Stadtbruch in der Nähe von „van-Hagens Moor“ ab. 2 britische Soldaten konnten sich durch Fallschirm retten; 5 Flieger fanden bei dem Absturz den Tod.

(Anm.: Es gelang 3 Fliegern, mit dem Fallschirm abzuspringen. Einer von ihnen landete jedoch so unglücklich in einem Baum, daß er sich schwer verletzte. Man hat ihn trotz sofortiger Hilfe nicht retten können. Mit den zwei heil Gelandeten habe ich persönlich noch auf der damaligen Bleiche gesprochen.

Die sterblichen Überreste von 4 Fliegern wurden – soweit dies in dem Niederungsgebiet möglich war – von der Feuerwehr geborgen und auf dem Anholter Friedhof beigesetzt. Die vier einfachen Kreuze trugen Blechschildchen mit den eingepprägten Namen: Oram, Pattison, Spooner, Stowell. (Die Toten wurden später in ihre Heimat überführt.)

Als englische Truppen im Raum Nimwegen-Amheim landeten, kamen über 700 Niederländer vorübergehend nach Anholt.

April 43 In diesem Monat wurden bereits vorher 250 Frauen und Kinder aus dem Ruhrgebiet nach Anholt evakuiert. Der damalige Zustrom erreichte seinen Höhepunkt, als ca. 2000 Personen aus den umliegenden Städten, vorwiegend aus Emmerich und Rees, in Anholt Schutz suchten. Es gab demnach damals in der Stadt und ihrer Umgebung mehr Flüchtlinge als Einwohner.

29. 11. 44 Die Anholter Außenbezirke waren Ziel von Fliegerangriffen. Der Bahnhof geriet dabei unter besonders schweren Beschuß.

21. 2. 45 Reihenabwurf von Sprengbomben, die den Vorbau des Schlosses, die Brücke und den Park trafen.

15. 3. Der Bahnhof war erneut das Ziel feindlicher Angriffe; 2 Menschen wurden getötet.

21. 3. 45 Gegen 17 Uhr überflogen 3 britische Bomber die Stadt kehren um und entladen ihre Bombenfracht über dem Gebiet des Schlosses, des Schloßgartens und der (heutigen) Klever Straße (Willing), wobei auch ein dort stehender Munitionswagen getroffen wurde. Das Wohnhaus Willing wurde zerstört (Anm.: ...und auch das von Evers). Als weitere Bomben auf das Schloß fielen, kamen 5 Menschen ums Leben, unter ihnen Alfred, der

älteste Sohn des Fürsten zu Salm-Salm.

22. 3. In den Nachmittagsstunden wurden weite Teile Anholts zerstört in den Bereichen Am Zutor, an der Niederstraße, der Gendringer Straße und am Mühlenberg entstanden erhebliche Schäden.; 21 Menschen fielen allein in Anholt den Bomben zum Opfer. Nicht nur im Krankenhaus, sondern auch im Schloß leisteten zahlreiche Freiwillige in dieser Zeit den Verwundeten Erste Hilfe. Die Brände wurden, so gut es ging, gelöscht.

23.3. Viele Anholter flüchteten aus der Stadt. Die anderen verkrochen sich in den beiden Bunkern am Wall, in den Hauskellern und den Kellern des Augusta-Hospitals und des Schlosses.

23.3. ist der Tag des Rheinübergangs der Alliierten. Alle verfügbaren deutschen Soldaten werden zur Hauptkampflinie hin verlegt.

„Als die Engländer und Amerikaner den Rhein zwischen Wesel und Emmerich überschritten hatten, wurde das Leben in Anholt zur Hölle“, erinnert sich ein Augenzeuge.

23. 3. 17 Uhr: Erneuter Bombenangriff. Alliierte auf der rechten Rheinseite.

23. .29.3. In dieser Zeit stand Anholt unter dauerndem Artilleriebeschuß. Der deutsche Kommandant befahl die Sprengung der beiden Kirchtürme.

24. 3. Jagdflieger schossen an diesem Tage fast ganz Anholt in Brand. Das Feuer begann, durch leichten Westwind getrieben (Anm.: eher Ostwind, da Ausbreitung von Rektoratschule in Richtung Hohe Straße), sich vom Markt aus in die ganze Stadt auszubreiten. Das Feuer wütete noch am nächsten Tage. Nur wenige Häuser blieben ganz verschont.

26. 3. Ein neuer Brand bricht an der Schloßstraße aus. An diesem Tag wurde das Schloß von Artillerie und Bomben schwer getroffen.

28. 3. Die ersten schottischen Frontsoldaten, die vom Brückenkopf Rees vorge-stoßen waren, stehen an der Issel.
An diesem Tage geschieht das Unfaßbare: Die übrig gebliebenen deutschen Fallschirmjäger praktizieren den Führerbefehl der „Verbrannten Erde“ auf deutschem Boden!

28. 3. 15.30 Uhr: Sprengung des Südturms der kath. Kirche.

29. 3. früh am Morgen: Sprengung des Nordturms und der Westfassade. Befehle von Major Witzig und Hauptmann Telchmann. Ähnliches sollte auch in Kevelaer geschehen, jedoch waren dort die Engländer schneller, sodaß auch der Stadtkern erhalten blieb.

29. 3. An diesem Tage rückten die Engländer in die Stadt ein. Insgesamt kamen in diesen letzten Kriegstagen 37 Anholter Bürger ums Leben, desgleichen 75 deutsche Soldaten, die auf dem Anholter Friedhof bestattet liegen.

21.- 29. 3. In dieser Zeit kamen 16 weibliche und 21 männliche Zivilisten zu Tode

Gefallene der Wehrmacht

Achterhoff	Heinrich	Regniet 32
Achterhoff	Johann	Mühlenberg 246
Achterhoff	Peter	Mühlenberg 246
Ahnendorf	Ernst	Dwarsfeld 62
Angendorf	Bernhard	Niederstraße 41
Baay te	Theodor	Gendringer Vorstadt 210
Baumgart Dr.	Walter	Dwarsfeld 56
Baumgart	Hans	Dwarsfeld 56
Baumgart	Conrad	Dwarsfeld 56
Beckmann	Wilhelm	Dwarsfeld 65
Bernsen	Heinrich	Eiermarkt 61
Bollwerk	Bernhard	Breels 7
Born	Heinrich	Dwarsfeld 70
Brockmann	Johannes	Gendringer Vorstadt 191
Brömmling	Alois	Gendringer Vorstadt 202
Bruns	Hubert	Hahnerfeld 60
Bruns	Theodor	Mühlenberg 246
Cranach von	Wilhelm	Schloß 1
Drommelschmidt	Bruno	Niederstraße 9
Drommelschmidt	Franz	Niederstraße 9
Duesing	Ludwig	Schneidkuhle 232
Epping	Johann	Mühlenberg 231
Elzbach	Willy	Gendringer Vorstadt 233
Flemming	Ernst	Steinweg 104
Gajewski	Joachim	Dwarsfeld 55
Gasseler	Franz	Niederstraße 31
Giebing	Wilhelm	Gendringer Vorstadt 233
Giesen	Josef	Hahnerfeld 20
Göring	Johann	Niederstraße 24
Güthoff	Clemens	Dwarsfeld 71
Happe	Robert	Klever Straße 2a
Hebinck	Franz	Dwarsfeld 55
Hoffmann	Friedrich	Gendringer Vorstadt 327
Hünting	Karl	Gendringer Vorstadt 211
Knaven	Bernhard	Hahnerfeld 12
Kock	Heinrich	Mühlenberg 231
Kock	Johann	Regniet 27
Konst	Wilhelm	Eiermarkt 77
Kurz	Edmund	Klever Straße 2a
Kühn	Eberhard	Schloß 1
Kühn	Hans-Achim	Schloß 1
Lange	Alfred	Dwarsfeld 55
Lange	Otto	Dwarsfeld 55
Lensing	Friedrich	Schneidkuhle 215
Lümen	Fritz	Niederstraße 26
Lümen	Wilhelm	Mühlenberg 245
Melling	Karl	Isseldeich 228
Messing	Hermann	Gendringer Vorstadt 191
Naumann	Franz	Regniet 29
Nelskamp	Johann	Regniet 29
Neus	Laurenz	Ad. Dond. Allee 219
Pander	Wilhelm	Dwarsfeld 55
Peters	Bernhard	Hahnerfeld 10
Pitzen	Josef	Hahnerfeld 12
Riverrein	Bernhard	Eiermarkt 65
Roes	Paul	Regniet 23
Roes	Stephan	Dwarsfeld
Schemkes	Josef	Breels 1 ^{II}
Schirmmacher	Otto	Dwarsfeld 75
Schlütter	Josef	Niederstraße 27
Schmeink	Heinrich	Gendringer Vorstadt 206
Schmitz	Josef	Dwarsfeld 47
Scholten	Giesbert	Dwarsfeld 48
Scholten	Franz	Dwarsfeld 48

Scholten
Straatman
Straatman
Tekaat
Tenbrink
Tenhagen
Terwiehl
Testroet
Thuilot
Thüiss
Thüiss
Tovar
Ueffing
Ulrich
Visser
Wehren
Welbers
Welbers
Welbers
Wicher
Wicher
Wolsing
Wolpers
Zimmermann
Zwilling

Johann
Johann
Theodor
Heinrich
Gerhard
Willi
Heinrich
Ernst
Georg
Josef
Heinrich
Wilhelm
Leo
Erwin
Wilhelm
Bernhard
Erwin
Peter
Peter
Horst
Viktor
Josef
Heinz
Roderich
Willi

Dwarsfeld 56
Mühlenberg 237
Regniet 28
Regniet 31
Mühlenberg 245
Dwarsfeld 59
Dwarsfeld 52
Hohe Straße 56
Eiermarkt 71
Niederstraße 18
Niederstraße 18
Steinweg 103
Gendringer Vorstadt 217
Dwarsfeld 55
Niederstraße 43
Breels 76
Mühlenberg 265
Markt 154
Markt 154
Dwarsfeld 55
Dwarsfeld 55
Eiermarkt 64
Breels 78
Kapellendeich 63

✱

Vermiße der Wehrmacht

Bäumer
Drecker
Epping
Feil
Fink
Gasselder
Gasseling
Göring
Gröbel
Hagen van
Heimann
Heiner
Hengstermann
Heuser
Kock
Kretschmer
Lamers
Lensing
Lensing
Malonek
Mäteling
Messing
Moschall
Neuhaus
Neuss
Passerschroer
Roos de
Seelen
Schemkes
Schweers
Straatman
Tenbenschel
Tenbrink
Testroet
Tinnefeld
Ueffing
Zelzner

Julius
Karl
Hermann
Bruno
Heinrich
Heinrich
Johann
Wilhelm
Josef
Wilhelm
Josef
Heinrich
Wilhelm
Ernst
Franz
Werner
Heinrich
Johann
Franz
Heinrich
Johann
Hubert
Josef
Bernhard
Fritz
Heinrich
Josef
Franz
Wilhelm
Josef
Johann
Wilhelm
Josef
Heinrich
Bernhard
Theodor
Gottfried

Breels 7b
Kirchstraße 132
Mühlenberg 231
Dwarsfeld 72
Hahnerfeld 18
Mühlenberg 257/1
Regniet 26a
Regniet 23/II
Gendringer Vorstadt 187
Dwarsfeld 58
Hahnerfeld 16
Mühlenberg 256
Gendringer Straße 206
Markt 160
Regniet 27
Gendringer Vorstadt 227
Mühlenberg 26b
Dwarsfeld 63
Schneidkuhle 234
Markt 163
Schneidkuhle 234
Mühlenberg 252
Dwarsfeld 72
Schneidkuhle 229
Ad. Dond. Allee 219
Dwarsfeld 63
Dwarsfeld 70
Kreuzbergstraße 47
Gendringer Vorstadt 233
Regniet 37
Regniet 28a
Hahnerfeld 12
Dwarsfeld 66
Breels 2
Mühlenberg 221
Hahnerfeld 9
Ad. Dond. Allee 186

Liste der Zeitzeugen

Bent Mini	61
Bernsen Maria	85
Brömmling Franz	54
Drecker Johanna	35
Epping Johanna	63
Gasselder Heinz	43
Gaßeling Maria	86
Gaßeling Theodor	89
Gütlinger Brigitte	60
Hal van Dora	90
Hal van Theodor	90
Hebinck Josef	73
Heumann Anne	79
Janssen Edmund	70
Janßen Gert	67
Kempkes Anna	23
Lensing Agnes	41
Lubbers Theodor	69
Lümen Christel	24
Lümen Bernhard	26
Onstein Agnes	58
Preyer Theodor	93
Roes Hedwig	32
Roes Josef	76
Schlüter Hermine	23+44+82
Stapelbroek Carl	45±65
Straatmann Agnes	96
Testroet Maria	76
Venhorst Agnes	101
Venhorst Louis	101
Welbers Marianne	100
Wolsing Wilhelmine	28
Drei Zeitzeuginnen vom Schloß	47

